



Netanjahu in Berlin

Ist die deutsche Solidarität nur heiße Luft?
SEITE 6

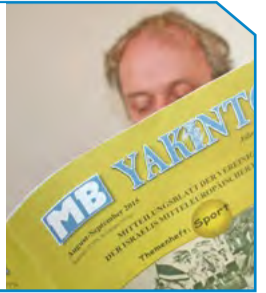
Dunja Hayalis Fauxpas

Die falschen Karten vom „Palästinensischen Landverlust“ kursieren wieder
SEITE 14



Deutschsprachige Medien in Israel

Kulturelle Brücken zwischen Europa und Nahost
SEITE 16-17



WORT DES HERAUSGEBERS DR. R. KORENZECHER

Liebe Leserinnen und liebe Leser, den bewegten und ereignisreichen Jahreswechsel noch gut in Erinnerung stehen wir bereits vor der März-Ausgabe unserer Zeitung und freuen uns, Ihnen – gemeinsam mit unserer Redaktion und unseren Autoren – wieder interessante und uns alle berührende Beiträge zu jüdischen Themen und dem politischen und kulturellen Geschehen unserer Zeit vorlegen zu dürfen.

Wie bisher hoffen wir auch dieses Mal auf das wohlwollende Interesse unserer Leser und Ihre für uns überaus wichtige Interaktion mit uns.

Das Jahr 2016, das ein wichtiges politisches Jahr für die Nahost-Region, die USA und vor allem aber Europa werden könnte, schreitet voran und zeichnet vor allem in der westlichen Politik bisher ein eher bedenkliches Bild eklatanter Ausweglosigkeit und mangelnder vernunft-getragener Lösungsansätze für die, im Wesentlichen durch eigenes Verschulden der amerikanischen Obama-Administration und der west-europäischen, in vorderer Linie auch der deutschen Regierung, entstandene und fortgeführte Zuwanderungs-Krise in Europa.

Bis an die Grenze politischer Dummheit reichendes, suizidales Islam-Appeasement und eine – man darf sagen – nahezu vollständig verfehlte westliche, europäische und deutsche Bündnis- und Außenpolitik haben ebenso wenig zu der Eindämmung des vorsätzlich mit dem Falsch-Begriff Flüchtlingskrise bezeichneten islamischen Einwanderungs-Tsunamis und des weltweiten islamischen Terrors geführt wie zu der Beendigung der zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen in vielen Teilen der Nahost-Region.

Wie von uns bereits an früherer Stelle vorausgesagt, hat das wenig sinnvolle politische Gewusel unserer Kanzlerin und ihre kaum noch zu ertragende rückgratlose Anbiederung ausgerechnet an den Pan-Islamisten, IS-Unterstützer, Kurden-Bombardierer, Israel- und Judenfeind Erdogan nicht einmal im Ansatz zu einer Entlastung der Zuwanderungszahlen und der damit verbundenen Integrationsproblematik geführt.

►► Fortsetzung auf Seite 2

Österreich 3,70 €
Schweiz 4,60 CHF



4 198807 003709

Purim, eine allzu moderne Geschichte



Von Monty Aviel Ott

Es dauert nicht mehr lang, dann wird am 14. Adar II in jüdischen Gemeinden wieder die Megillat Ester gelesen. Jüdische Kinder mit buntbemalten Gesichtern werden mit Ratschen so viel Krach wie nur irgend möglich machen. Und mit den geleerten Weinflaschen kann man am Ende wahre Pyramiden bauen. Wem jetzt noch nicht der Kater des letzten Jahres in den Kopf schießt, konnte die Namen eines Bösewichtes und eines Helden noch gut auseinanderhalten.

In mir steigt mit einem sanften Gefühl die milde Freude empor, wenn es auf diesen Feiertag zugeht. Dabei weiß ich gar nicht so recht, ob diese Empfindung so angebracht ist. Denn die Erzählung dieses Feiertages beginnt nicht mit etwas Fröhlichem, sondern damit, dass das jüdische Volk vor einer ungeheuerlichen Bedrohung stand. Es wurde geplant „alle Juden vom Knaben bis zum Greis, Kinder und Frauen an einem einzigen Tag zu vertilgen, zu erschlagen, zu vernichten und ihre Habe als Beute zu plündern“ (Ester 3:13). Diese Bedrohung scheint in mehr als nur einem Detail eine Parallele zu etlichen historischen und aktuellen Gefahren für das jüdische Volk zu haben. In der aktuellen Perspektive gibt es auch die Gefahr, dass augenscheinlich eine komplette

Staatsführung, einen Vernichtungswunsch äußert. Vor knapp 3.000 Jahren war es nur ein einziger Minister.

Auch damals war dieser Minister Teil einer Regierung des Zweistromlandes, hatte aber einen klugen Antagonisten. Die Rede ist von Haman und Mordechai, den Beratern des Königs Achaschwerosch, auch Xerxes I. genannt. In der Funktion als Premierminister regierte Haman über die 127 Provinzen von Indien bis Äthiopien. In der Ester-Rolle wird beschrieben, wie Haman seine Stellung als höchster Regierungsbeamter schamlos ausnutzte und den Hof vor sich niederknien ließ. Es gab nur Einen, der sich Haman entgegenstellte: Der Jude Mordechai (Esters Vetter und Adoptivvater).

Mordechais Weigerung wurde zum Frevel erklärt, für welchen Haman die Tötung aller Juden beschloss. Das Grauen sollte sich an einem einzigen Tag abspielen, doch dieser musste erst gefunden werden. So bemühte Haman das Los (Purim = Lose) und entschied sich für den 13. Adar. Mordechai und Ester, die Königin, spannen eine Gegenintrige: der König erlaubte den Juden sich zu wehren und wandte die Mordversuche gegen die eigentlichen Attentäter. Für Haman erdachte man sich allerdings etwas Besonderes: Er wurde an dem Galgen erhängen, welchen er für Mordechai vorbereitet hatte. Die Juden ver-

sammelten sich und feierten ihren Sieg über die Antisemiten und „an dem Tag darauf (14. Adar) ruhten sie und machten ihn zu einem Tag des Festmahls und der Freude“ (Ester 9:1-2; 17).

Das jüdische Volk entgeht der Gefahr seiner Vernichtung durch einen klugen Adoptivvater, eine verantwortungsbewusste Anführerin und ein Bündnis mit dem Fürsten des Landes. Für die Feier des Tages gibt es verschiedene Vorschriften, die den Tag zu etwas Besonderem machen: z.B. Lärm zu machen – am besten durch Ratschen – wenn der Name Hamans gelesen wird, Schlachmones an Freunde zu schicken, Armen etwas zu schenken, das Verbot des Fastens und das Gebot der Seudat Purim. Zu Purim gehört auf der einen Seite Freude und auf der anderen Seite „muss (jeder) so viel Wein trinken, bis er nicht mehr unterscheiden kann zwischen ‚Verflucht sei Haman‘ und ‚Gelobt sei Mordechai‘“. Diese Bestimmungen gehen auf folgende Passage zurück: „Das sind die Tage, an denen die Juden wieder Ruhe hatten vor ihren Feinden; es ist der Monat, in dem sich ihr Kummer in Freude verwandelte und ihre Trauer in Glück. Sie sollten sie als Festtage mit Essen und Trinken begehen und sich gegenseitig beschenken, und auch den Armen sollten sie Geschenke geben“ (Ester, 9:20-22).

►► Fortsetzung auf Seite 2

◀ Fortsetzung von Seite 1

Purim, eine allzu moderne Geschichte

Das jüdische Volk entgeht der Gefahr seiner Vernichtung durch einen klugen Ad-optimvater, eine verantwortungsbewusste Anführerin und ein Bündnis mit dem Fürsten des Landes. Für die Feier des Tages gibt es verschiedene Vorschriften, die den Tag zu etwas Besonderem machen: z.B. Lärm zu machen – am besten durch Ratschen – wenn der Name Hamans gelesen wird, Schlachmones an Freunde zu schicken, Armen etwas zu schenken, das Verbot des Fastens und das Gebot der Seudat Purim. Zu Purim gehört auf der einen Seite Freude und auf der anderen Seite „muss (jeder) so viel Wein trinken, bis er nicht mehr unterscheiden kann zwischen ‚Verflucht sei Haman‘ und ‚Gelobt sei Mordechai‘“. Diese Bestimmungen gehen auf folgende Passage zurück: „Das sind die Tage, an denen die Juden wieder Ruhe hatten vor ihren Feinden; es ist der Monat, in dem sich ihr Kummer in Freude verwandelte und ihre Trauer in Glück. Sie sollten sie als Festtage mit Essen und Trinken begehen und sich gegenseitig beschenken, und auch den Armen sollten sie Geschenke geben“ (Ester, 9:20-22).

Dabei erinnert mich Purim immer ein bisschen an einen Aphorismus von Eph-

raim Kischon. Dieser konstatierte einmal: „Mein Land ist eine Insel, nur nicht von Wasser, sondern von Hass umgeben.“ Nun, Purim ist garantiert auch eine Insel, eine Insel der Glückseligkeit. Viele jüdische Feste haben einen sehr ernsten Unterton, bei Purim wird hingegen sehr ausgelassen gefeiert. Halte ich einen Vortrag und werde dabei nach Purim befragt, dann erzähle ich gerne Anekdoten aus Israel, wo man plötzlich strengfromme Juden betrunken durch die Straßen taumeln und singen sieht – bei dieser Tätigkeit sind sie zumeist genial verkleidet (nicht nur deutsche Juden und Kölner Karnevalisten können echte Jecken sein).

Dabei ist Alkoholismus nun wirklich keine klischeehafte jüdische Eigenschaft. In den USA wurde sogar statistisch nachgewiesen, dass in Gebieten mit hohem jüdischem Bevölkerungsanteil, der Anteil an Menschen mit Alkoholproblemen extrem absinkt. An Purim werden dann allerdings all diese Konventionen außer Kraft gesetzt, die Welt steht Kopf. Das jüdische Volk entgeht der Vernichtung und besiegt die Antisemiten, der Henker wird zum Gehenkten und die Weisen dürfen sich in Narren verwandeln. Bis auf die Ermor-

dung der an Hamans Plan beteiligten Person, ist es einfach eine schöne Geschichte, ein Hauch von Utopia.

Man hat heutzutage sogar relativ viel Auswahl, um sich in einen Zustand mit Wortfindungsschwierigkeiten zu bringen: Osteuropäische Juden bevorzugen Wodka, Juden aus Nordafrika trinken Búcha (Feigenschaps) und in Amerika bevorzugt man einen guten Single Malt Whisky. Die amerikanische Methode bietet einen positiven Nebeneffekt: Da Pessach nach Purim kommt und Whisky zu Pessach nicht koscher ist, hat man diesen schon einmal aus dem Haushalt entfernt. Wie ich diese Zeilen schreibe, wird mir die pädagogische Intention der Geschichte bewusster: sie motiviert uns jedes Jahr auf das Neue. Denn sie birgt noch viel mehr als den bloßen Aufruf es richtig krachen zu lassen!

Die Geschichte ist ein Sinnbild der Hoffnung, die Hoffnung, dass wir am Ende doch gegen die Hamans bestehen. Insbesondere bei den Entwicklungen der letzten Jahre, kann man nur hoffen, dass wir in den Gemeinden Europas etliche Mordechais und Esters haben, die schützend ihre Hände über uns legen. Wir werden sie brauchen. Ich spreche in letz-

ter Zeit sehr häufig davon, dass es gerade mal Halbzeit ist und wir alle Chancen haben das Ruder in die richtige Richtung zu drehen. Wenn ich das sage, dann richte ich mich allerdings an alle, die bereit sind zuzuhören.

Es liegt nicht nur an uns Juden in Europa gegen antiwestliche, antidemokratische, antirechtsstaatliche, antisemitische Tendenzen anzukämpfen, sondern in der Hand all jener, die unsere Demokratien mit Leben füllen. Unser politisches System ist letztlich nichts anderes als ein Motor, als eine Maschine und diese muss geölt werden, um zu funktionieren. Wie Mordechai und Ester müssen wir uns der Gefahr bewusst sein und dürfen nicht niederknien vor der Bedrohung.

Da wollte ich eigentlich nur einen fröhlichen Artikel über ein fröhliches Fest schreiben und bin doch wieder hier gelandet. Aber ich habe ja auch noch ein paar Tage Zeit, um mir Sorgen zu machen und bis dahin überlege ich mir, ob es dieses Jahr mal Búcha oder Whisky sein darf. Ganz getreu dem kürzesten jüdischen Tischgebet: Sie wollten uns ermorden, sie haben es nicht geschafft, lasst uns essen. Na dann, LeChajm!

◀ Fortsetzung von Seite 1

WORT DES HERAUSGEBERS DR. R. KORENZECHER

Erdogan und die Türkei drehen der als hilflose Bittstellerin vor dem Protzpalast des neuen Kalifen aus Konstantinopel antichambrierenden Kanzlerin der Bundesrepublik Deutschland eine Nase und zeigen ihre ganze Verachtung gegenüber der Kanzlerin durch demütigendes, willkürliches Wegbleiben vom europäischen Gipfel, der von unserer Politik und unseren öffentlich-rechtlichen Wahrheitskorrigier-Medien gerade noch eben als Hort der Erlösung von den europäischen Qualen propagiert wurde.

Die europäische Einheit ist durch die verfehlte Einwanderungs-Politik vor allem Deutschlands nur noch eine Farce, die europäischen Strukturen, die ihren Bürgern Sicherheit, Frieden und Wohlstand bringen sollten, zerfallen zusehends, immer mehr europäische Staaten verweigern der – jeder politischen Vernunft und Einsicht unzugänglichen – Politik der deutschen Regierungschefin die Gefolgschaft und England führt den Europäern beispielgebend für weitere Nachahmer vor, wie man durch ein erpressungs-nahes Drohszenario aus der kanzlerin-induzierten politischen Schwäche Europas für eigene englische Privilegien – unter Hintanstellung europäischer Interessen – Profit schlagen kann.

Besonders besorgniserregend ist, dass diese unsägliche, verantwortungslose und wähler-ferne Politik unserer politischen Kaum- noch-Vertreter zu einer in der Nachkriegszeit bislang nicht dagewesenen Polarisierung unserer Gesellschaft geführt und große Teile der bisherigen moderaten Mitte-Wähler politisch heimatlos und für radikale Versuchungen zugänglich gemacht hat.

Ein im letzten Jahrzehnt verstärkt gereiftes Geflecht aus Politik, einseitig gegenüber islamischen Migranten- und Gewaltstraftaten erblindeter Justiz und nahezu gleichgeschalteten öffentlich-rechtlichen und anderen linkslastigen Mainstream-Medien hat unsere noch freiheitliche Republik mit einem verheuchelten, perniziösen und suizidalen Bessermensch-Anspruch an die Grenzen ihrer rechtstaatlichen Belastbarkeit gebracht.

Konsequente Leugnung einer kaum noch zu übersehenden Islamisierung mit all ihren negativen Auswirkungen auf unsere christlich-jüdisch basierte, abend-

ländische, freiheitlich-demokratische, säkulare, gender-neutrale und frauengleichberechtigte Gesellschaft, bewusste Bagatellisierung antisemitischer und israel-feindlicher volksverhetzender Straftaten vor allem durch islamische Täter, vorsätzliche, häufige, durch die Politik nach einem vermeintlichen, kaum nachvollziehbaren Opportunitätsprinzip vorgegebene Nichtanwendung von Straf- und Abschiebungsgesetzen insbesondere gegenüber muslimischen Straftätern und eine Omerta-artige Nicht-Informations- und Verschweigepraxis eines Großteils unserer Mainstream-Medien bei Islamgenerierten oder Islam-bezogenen Straftaten, Gutmenschen-inszeniertes Talkshow-Brainwashing, Schuldzuweisungen an die Opfer islamischer Übergriffe und nicht seltene Täter-Opfer-Schuld-Umkehrungen sind die Zutaten, mit denen das Vertrauen in die Verlässlichkeit unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung ausgehebelt und selbst ehrlich bemühte Exekutiv-Vertreter bei Polizei und Justiz zusehends entmutigt und ausgebrems werden.

Ein System, in dem Klimaschutz, CO2 und Methanausstoß pupsender Kühe und das Verbot von Glühbirnen einen vorrangigen Stellenwert vor dem Schutz vor Eigentums- und gewalttätigen sexuellen Übergriffen marodierender Migranten auf Frauen und Juden hat, ist auf Dauer den frustrierten und verängstigten Wählern nicht zu vermitteln.

Sehr deutlich sichtbar ist bereits – neben und wegen der unverkennbaren, angstmachenden Aufweichung unserer säkularen, freiheitlichen und toleranten Lebensnormen zu Gunsten eines zunehmend integrationsunwilligen und Demokratieaversen, nahezu unkontrolliert und exponentiell wachsenden islamischen Bevölkerungsanteils – das von uns ebenfalls schon an früherer Stelle warnend vorausgesagte, reaktive Erstarken eines tumb und undifferenziert xenophoben rechten, teilweise überaus gewaltbereiten und tradiert antisemitischen gesellschaftlichen Randes.

Dass dies zu einem weiteren Anwachsen des ohnehin durch die massive islamische Zuwanderung auf hohem Level stehenden gewaltbereit aggressiven Israel- und Judenhasses unserer Gesellschaft durch rechten Antisemitismus geführt hat, kann

durch Beleidigungen, Pöbeleien und körperliche Übergriffe und immer größer werdende No-Go-Areas für Juden nahezu täglich neu belegt werden.

Hand in Hand mit dieser Politik geht die weitestgehend kritiklose Öffnung der Obama-Administration und der europäischen Politik gegenüber dem Iran, die trotz Beibehaltung der staatlichen Israel-Vernichtungsdoktrin des Mullah-Regimes unter aktiver Mithilfe von Obama und Steinmeier vollzogen wurde und Israel und den Weltfrieden bis tief in ihre Existenz bedroht.

Diffamierung und Delegitimierung Israels sind ein weiterer Teil des deutschen und europäischen Kniefalls vor den menschenrechtsverachtenden islamischen Unrechtsregimen und Terrororganisationen. Daran ändern auch die nur noch zu inhaltloser, keiner Belastung standhaltender, höflich-diplomatischer und empathieloser Schönwetter-Routine degenerierten sogenannten Regierungskonsultationen der Bundesrepublik mit Israel ebenso wenig wie die jedem klar denkenden Menschen zugängliche Einsicht, dass gerade die Existenz Israels als demokratisches Bollwerk in der Dauerkriegsregion Mittlerer Osten Europa vor einem noch größeren Migrationsdesaster bewahrt.

Ein Turnaround der selbstzerstörerischen westlichen Politik ist zwar zum Leidwesen vieler, um die großen freiheitlichen Errungenschaften unserer westlichen Nachkriegs-Demokratie Sorge tragender Bürger, ohne baldigen Austausch der hiesigen politischen Akteure durch ihre Wählervölker nicht zu erwarten, aber vielleicht können die bevorstehende Neuwahl und die überfällige Ablösung der nicht enden wollenden unsäglichen Obama-Administration wieder ein erstes dezidiertes Signal der Politik gegenüber der – jede Freiheit in ihrem Machtbereich vernichtenden, Mord, Terror und Angst verbreitenden – Weltbeherrschungsideologie des Islam, den islamischen Unrechts- und Terror-Regimen setzen, überflüssige Fronten und Positionsverhärtungen in Osteuropa beseitigen, vor allem aber wieder zu einer aktiven und positiven Gestaltung der Beziehungen mit dem einzigen natürlichen Verbündeten und Vorposten der freiheitlich-westlichen Welt in der gesamten Region, mit dem demokratischen Staat Israel finden.

Bis dahin werden Israel und das jüdische Volk auch diese Gefahren, allen Anfeindungen der hiesigen und weltweiten Judenhasser zum Trotz, überstehen. Dies hat das Volk Israel – wie nicht zuletzt die Geschichte des im März bevorstehenden Purimfestes zeigt – auch in seiner bewegten Vergangenheit immer wieder bewiesen.

Dem Staat Israel, dem jüdischen Volk, unseren Lesern und uns allen ein fröhliches Chag Purim Sameach und alles erdenklich Gute.

Am Israel Chai

Ihr Dr. Rafael Korenzecher

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Unabhängige Monatszeitung

Herausgeber:

J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH

Verlag:

J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH

Dahlmannstr. 23, 10629 Berlin

Für die Postsendungen: Postfach 12 08 41, 10598 Berlin

Tel.: (030) 54 71 02 50

Fax: (030) 23 32 88 60

E-Mail: redaktion@juedische-rundschau.de

www.juedische-rundschau.de

Redaktion: Simon Akstinat (V.i.S.d.P.)

Administration: Michail Goldberg

Layout: Maria Pokrovski

Kontaktmöglichkeiten

• per Post: J. B. O. GmbH, Postfach 120841, 10598 Berlin

• per Mail: redaktion@juedische-rundschau.de

• per Telefon: (030) 54 71 02 50

• per Fax (auch Anrufbeantworter): (030) 23 32 88 60

• per Website: www.juedische-rundschau.de

Werbeabteilung:

Tel.: (030) 54 71 02 51

E-Mail: werbung@juedische-rundschau.de

Druck: Pressedruck Potsdam GmbH

Friedrich-Engels-Str. 24, 14473 Potsdam

Die Zeitung erscheint monatlich. Abonnementpreis: frei Haus jährlich 39€, ermäßigt 32€ einschließlich 7% MwSt.

Alle in dieser Zeitung veröffentlichten Beiträge unterliegen dem Urheberrecht. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Der Verlag haftet nicht für die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben und für die Werbung. Für unaufgeforderte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen. Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Für fernmündlich und handschriftlich erteilte Anzeigenaufträge übernimmt der Verlag keine Haftung.

© Copyright AFP Agence France-Presse GmbH – Das mit dem Kürzel «AFP» gekennzeichnete Bildmaterial dieser Seiten ist urheberrechtlich geschützt und ausschließlich für die persönliche Information bestimmt. Jede weitergehende Verwendung, insbesondere die Speicherung in Datenbanken, Veröffentlichung, Vervielfältigung und jede Form der gewerblichen Nutzung sowie die Weitergabe an Dritte – auch in Teilen oder in überarbeiteter Form – ohne explizite Zustimmung der AFP GmbH ist untersagt. Es gelten AGB vom 01.05.2014 und Anzeigenpreisliste Nr. 2 vom 01.09.2014

Der rote Bernie

Bernie Sanders ist der einzige jüdische Kandidat im Rennen um die US-Präsidentschaft – ein Porträt

Von Jerome Lombard

Die rechte Faust streckt er kämpferisch in die Höhe, die Krawatte ist akkurat gebunden, sein Gesichtsausdruck entschlossen und zuversichtlich: Bernard „Bernie“ Sanders kommt an diesem Abend in Des Moines, der Hauptstadt Iowas, gar nicht mehr aus dem Lächeln raus. Und auch zum Reden will die applaudierende Menge ihn gar nicht so recht kommen lassen. „Bernie, Bernie, Bernie“ flammen die Sprechchöre im Rhythmus immer wieder von Neuem auf.

Sanders Zuversicht und die Freude seiner Anhänger sind berechtigt. Bei den ersten parteiinternen Vorwahlen zur Bestimmung des Spitzenkandidaten für die Präsidentschaftswahlen im Herbst lag der 74-jährige Sanders im Lager der Demokraten mit 49,6 Prozent nur hauchdünn hinter Hillary Clinton, die 49,8 Prozent der Stimmen auf sich vereinen konnte. Die ehemalige Außenministerin galt lange als eindeutige Favoritin für die Nominierung in der Demokratischen Partei. Demoskopen sagten ihr einen komfortablen Vorsprung vor dem Senator aus dem kleinen Vermont und Underdog Sanders voraus. Pustekuchen. Iowa hat gezeigt, dass dem nicht so ist.

Die zweite Runde der Vorwahlen im Ostküstenstaat New Hampshire hat Clinton dann erst recht das Fürchten gelehrt. Sanders fuhr hier mit 20 Prozentpunkten Abstand einen haushohen Sieg über seine Kontrahentin ein. Damit ist er der erste jüdisch-amerikanische Politiker überhaupt in der Geschichte der USA, der bei den sogenannten Primaries als Sieger mit den meisten Stimmen vom Platz geht.

Und auch wenn Clinton neuesten Umfragen zufolge bundesweit weiterhin die Nase vorn hat, liegt Sanders unerwartet gut im Rennen. Sanders, der bislang einzige jüdische Präsidentschaftsanwärter (New Yorks Ex-Bürgermeister Michael Bloomberg könnte seinen Hut bei den Republikanern noch in den Ring werfen) erfreut sich großer Beliebtheit. Trotzdem, oder vielleicht gerade weil er gar kein offizielles Parteimitglied bei den Demokraten ist, und als Unabhängiger antritt. Im Gegensatz zu Clinton gilt er vielen als unbestechlich, rechtschaffen und integer.

„Bernie“, das ist einer aus dem Volk. Sein Unterstützerkreis reicht weit über das traditionelle linksliberale Milieu hinaus. Studenten und Akademiker finden sich genauso wie Mittelständler und Arbeiter unter seinen Anhängern. Der durchschnittliche Bernie-Fan ist aber jung, weiß und gebildet. Sanders punktet mit seinem Image als selbsterklärter Sozialist – ja, im Amerika des Jahres 2016 kann sogar ein „Roter“ ein ernsthafter Wannabe-Präsident sein – samt seiner dazugehörigen linken Rhetorik. So erklärte Sanders seine Achtungserfolge in Iowa und New Hampshire auch prompt zu einem Sieg über alle anderen, angeblich vom Großkapital finanzierten Kandidaten und als einen Sieg der sozialen Gerechtigkeit. Wenn er Präsident ist, will er die Macht der Finanzspekulanten von der „Wall Street“ radikal begrenzen, einen bundesweiten Mindestlohn einführen und damit in die hochheilige föderale Autonomie der Bundestaaten eingreifen, sowie die Studiengebühren an staatlichen Hochschulen streichen. Für amerikanische Verhältnisse also Sozialismus pur.



Sozialist, und trotzdem nicht anti-israelisch: Bernie Sanders

Betagter Revoluzzer

So richtig taugt Bernie Sanders aber nicht zum rebellischen Bürgerschreck. Hört und sieht man ihn mit seinen schneeweißen Haaren, seiner großen Brille und in seinem meist hochgekrempeelten Hemd bei Wahlkampfreden, denkt man weder an Che Guevara noch an Rudi Dutschke, sondern viel eher an den irgendwie sympathischen, idealistisch-verschrobenen Alt-68er-Politikdozenten aus dem Einführungsseminar Marxismus von der Uni. Naheliegender, ist Sanders doch studierter

Dauerbrenner. Sanders inhaltliche Steckenpferde sind diese Themen aber wahrlich nicht. In seiner nunmehr neunjährigen Amtszeit als Kongressabgeordneter hat er sich im Senat beziehungsweise im Repräsentantenhaus nur zwei Mal zum Thema geäußert. Das war einmal 2002, als es um den Einsatz im Irak ging (gegen den er später votierte) und Sanders in der Debatte die Frage stellte, ob ein Militärschlag den israelisch-palästinensischen Konflikt verschlechtern könnte. Und 2008, als er eine Senatsresolution zur Feier und An-

zu Sanders Sozialistenimage? „Ich denke, die Leute, die sich darüber wundern, dass Sanders pro-Israel ist, sind dieselben Leute, die Progressive (Linke) automatisch für anti-israelisch halten“, so Keyak.

Tatsächlich passt vielen potentiellen Sanders-Wählern, die seine linken Forderungen eigentlich gut finden, seine zentristische Positionierung vis à vis Israel, die man wohl kaum als wirklich israelolidarisch bezeichnen kann, überhaupt nicht. In linken Foren im Internet ist ein regelrechter Shitstorm entbrannt. „Solange Sanders sich nicht eindeutig (gegen Israel) positioniert, müssen die Wähler davon ausgehen, dass alle Präsidentschaftskandidaten 2016 Israels Apartheidpolitik unterstützen“, schreibt ein Autor auf der linken Nachrichtenwebseite „Mint News Press“.

Richtiggehend antisemitisch und verschwörungstheoretisch wird der Blogger Phillip Weiss in seinem Nahostblog „Mondoweiss“, Weiss beschreibt Sanders als Vertreter der „Israel-Lobby“. Und das sei er nicht etwa, weil er den „imperialistischen Neokolonialismus“ der USA unterstützen würde. Nein, Sanders unterstütze Israel „aus einer sozio-kulturellen emotionalen Bindung“ heraus, die ihn den jüdischen Staat als „Notwendigkeit des 20. Jahrhunderts“ betrachten lasse. Also: Als Jude muss Sanders automatisch für den jüdischen Staat eintreten. Ein Schelm, wer solche Aussagen als puren Antisemitismus ansieht.

Bernie Sanders bemüht sich also um ein ausgewogenes Bild von Israel und dem Konflikt mit den „Palästinensern“. Das ist gut. Aber möchte man in diesen schwierigen Zeiten wirklich einen Präsidenten, der auch Verständnis für die „andere Seite“, also die vielen Feinde des jüdischen Staates, aufbringt? Ließ Barack Obama die traditionell enge Partnerschaft mit Israel in seiner Amtszeit mehr als nur schleifen, wäre es 2016 höchste Zeit für einen Präsidenten, der die für beide Staaten so wichtige Allianz mit frischem Wind neu belebt. Sanders steht in jedem Fall für eine Fortführung des Obama-Kurses in Nahost, zumal er aus seiner Ablehnung von Premierminister Benjamin Netanjahu und dessen konservativer Regierung nie einen Hehl gemacht hat. Wer also nach einem potentiellen Präsidenten sucht, dem die unverbrüchliche Freundschaft zwischen Amerika und Israel am Herzen liegt, sollte sich vielleicht besser bei den Republikanern umsehen.

Was hat der nicht-religiöse Sanders, der monatelang im Kibbutz arbeitete, zu Israel zu sagen?

Politikwissenschaftler. Legt er mit dem nuscheligen Kaugummi-Akzent seiner Heimatstadt New York los, lauscht man gerne seinen Worten, auch wenn man seine Ansichten nicht teilen mag.

Ja, aber was sind denn eigentlich die Positionen des Sohns eines jüdisch-polnischen Schoah-Überlebenden aus Brooklyn, der sich seit seiner frühen Jugend in linken Gruppen engagiert und sich seine politischen Sporen im hohen Norden als Bürgermeister von Burlington, Vermont, verdient hat? Klar, die linken Forderungen zu Wirtschaft und Bildung trägt er plakativ vor sich her und trifft damit in Amerika einen Nerv der Zeit. Aber ein Präsident in spe muss mehr können. Als potentieller Commander in Chief muss er die Frage beantworten: Wie steht er zu Krieg und Frieden, wie zum Kampf gegen den „Islamischen Staat“ (IS) im Nahen Osten und gegen den globalen Dschihad? Stets nur zu betonen, dass Krieg ausschließlich die Ultima Ratio in der Außenpolitik sein dürfe und der IS eine barbarische Organisation ist, reicht bei Weitem nicht aus. Und, was viele jüdische Wähler mit an erster Stelle interessieren dürfte: Was hat Sanders, der sich als nicht-religiös bezeichnet, seine jüdische Herkunft aber auch nie verleumdet hat und in den 1960er Jahren mehrere Monate Freiwilligendienst im Kibbutz Sha'ar Ha'amakim in Nordisrael ableistete, zum jüdischen Staat zu sagen?

Ein „Lefty“ mit Ausnahme Israels?

Israel, die Palästinenser und der Nahostkonflikt sind auch in Amerika politische

erkenntnis Israels 60. Geburtstags unterstützte. Diese stiefmütterliche inhaltliche Behandlung soll freilich nicht bedeuten, dass Sanders keine Meinung dazu hätte. „Sind Sie ein Zionist?“, wurde Sanders im Juli 2015 im Interview mit einem Journalisten des linken Online-Magazins „Vox“ gefragt. Seine Antwort: „Ein Zionist? Was soll das heißen? Glaube ich daran, dass Israel ein Existenzrecht hat? Ja, das glaube ich. Glaube ich daran, dass die USA eine unvoreingenommen Rolle in Bezug auf die Palästinenser spielen sollten? Absolut. Amerika muss mit anderen Staaten die Existenz und die Sicherheit Israels schützen und gleichzeitig für einen Palästinenserstaat eintreten.“ Es ist ein solch abwägend-zentristischer Standpunkt, der Sanders Blick auf den jüdischen Staat kennzeichnet. Als im Sommer 2014 der Krieg gegen die Hamas im Gaza-Streifen tobte, kritisierte Sanders während einer politischen Diskussionsrunde in Cabot (Vermont) die israelische Reaktion auf die Raketenangriffe der Hamas als „Überreaktion“ und die Bombardierungen von UN-Einrichtungen als „furchtbar falsch“. Allerdings habe die Hamas den Krieg angezettelt und feuere ihre Raketen absichtlich aus zivil-bevölkerten Gebieten ab. „Das ist ein Fakt“, sagte Sanders.

„Wenn ich mir Senator Bernie Sanders anschau, sehe ich einen typischen pro-israelischen Demokraten“, analysiert Aaron Keyak, politischer Berater im demokratischen Lager. Sanders äußere sich kritisch, aber er hätte alles in allem ein positives Bild vom jüdischen Staat. Passt das

Partnerschaft mit Potential

Israels Beziehungen zu Indien sind so gut wie nie zuvor

Von Maximilian Breitensträter

Man war geschockt und so gar nicht amused. Damit hatte man in Ramallah nun wirklich nicht gerechnet: Indien wollte bei einem weiteren Versuch, Israel auf dem Parkett der Vereinten Nationen als Buhmann in die politische Schmutzdecke zu stellen, zum ersten Mal in seiner Geschichte nicht mitmachen. Als im UNO-Menschenrechtsrat Anfang Juli 2015 der Bericht der „Unabhängigen Kommission zur Untersuchung des Gaza-Konflikts 2014“ zur Abstimmung vorgelegt wurde, enthielt sich das südasiatische Land zusammen mit vier weiteren Staaten – Kenia, Äthiopien, Paraguay und Mazedonien – seiner Stimme.

Der gar nicht mal so unabhängige Report verurteilt in scharfem Ton Israels Militärfaktionen während der Operation „Schutzrand“ im Sommer 2014, als der jüdische Staat auf den anhaltenden Raketenbeschuss der Hamas und anderer islamistischer Terrorgruppen aus dem Gaza-Streifen mit einer siebenwöchigen Boden-Luft-Kampagne reagierte. Der Kommissionsbericht wurde erwartungsgemäß mit einer großen Mehrheit von 41 Stimmen bei nur einer Gegenstimme der Vereinigten Staaten im Menschenrechtsrat angenommen.

Gehörte Indien früher zu den Initiatoren derartig unausgewogener, anti-israelischer Resolutionen bei den UN, hat die Regierung in Neu-Delhi in den vergangenen Jahren einen Perspektivwechsel im Hinblick auf Israel vollzogen. Entsprechend erzürnt war man bei der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA) über das Ausscheren des vormals hundertprozentigen Verbündeten. „Das palästinensische Volk und seine politische Führung waren sehr zufrieden mit der UN-Resolution, aber das Abstimmungsverhalten Indiens hat unsere Freude getrübt“, klagte der PA-Gesandte für Indien, Adnan Abu Alhaja. Auch wenn man in Neu-Delhi bemüht war, die Abstimmung nicht als Abkehr von der solidarischen Unterstützungspolitik für die palästinensische Sache verstanden zu wissen, steht die Stimmenthaltung sinnbildlich für die Annäherung der Regierungen Indiens und Israels. In diesem Sinne wurde das indische Abstimmungsverhalten im UN-Menschenrechtsrat sowohl auf palästinensischer als auch auf israelischer Seite gedeutet. Mit jeweilig konträren Schlussfolgerungen, wie sich versteht.

Der Journalist und außenpolitische Experte Itamar Eichner analysiert im israelischen Internetportal „Ynet News“: „Was ist bloß mit den Indern passiert? Die Antwort ist ganz einfach. Diplomaten in Israel sagen, dass Indiens Positionswechsel, der sich bei den UN gezeigt hat, die allgemeine Verbesserung der Beziehungen zwischen den Premierministern widerspiegelt und stellvertretend für eine Neuausrichtung der Antiterror-Politik der aufstrebenden Supermacht steht.“

Neues Kapitel indo-israelischer Kooperation

Unter dem im Mai 2014 ins Amt gewählten Premierminister Narendra Modi von der hinduistisch-konservativen „Bharatiya Janata Party“ (BJP) haben sich die bilateralen Beziehungen kontinuierlich verbessert. Indiens Interessen auch international selbstbewusst zu vertreten, ist wesentliches Kernstück der außenpolitischen Doktrin der Regierung



Die Außenministerin von Indien Sushma Swaraj begrüßt den israelischen Präsidenten Reuven Rivlin.

Modi und passt zum Status eines wirtschaftlich wachsenden Schwellenlandes. Diese Maxime spiegelt sich auch in der Neubewertung des Verhältnisses zu Israel wieder. Denn obwohl die beiden Länder im Jahr 1992 volle diplomatische Beziehungen aufgenommen haben und

wicklung akademischer Lehre und wir arbeiten daran, dass unsere Bevölkerungen auch im Angesicht von Terrorismus und Fundamentalismus in Sicherheit leben können.“ Während des dreitägigen Staatsbesuchs wurden auch diverse wirtschaftliche Abkommen abgeschlos-

„Gehörte Indien früher zu den Initiatoren anti-israelischer UNO-Resolutionen, so hat die Regierung in Neu-Delhi in den vergangenen Jahren einen Sinneswandel im Hinblick auf Israel vollzogen.“

in diesen nunmehr 24 Jahren vor allem in den Bereichen Sicherheit, Terrorismusbekämpfung, Landwirtschaft und Technik eng zusammenarbeiten, hatte bis zum Herbst des letzten Jahres kein hochrangiger indischer Minister geschweige denn Präsident den jüdischen Staat besucht. Im Oktober 2015 kam es dann zu dem von israelischer Seite lange erwarteten historischen Staatsbesuch: Der indische Präsident Pranab Mukherjee wurde von seinem israelischen Amtskollegen Reuven Rivlin herzlich in Jerusalem empfangen.

„Indien misst seiner Beziehung zu Israel hohe Bedeutung bei; über die jüngste Gewaltwelle sind wir sehr beunruhigt“, sagte das indische Staatsoberhaupt mit Blick auf die Serie von Messerattacken und Schießereien vornehmlich palästinensischer Attentäter. Der geschulte Diplomat horchte auf: Erst unter Premier Modi hat Indien mit einigem Nachdruck damit begonnen, „palästinensischen“ Terrorismus als solchen zu verurteilen. Zuvor galten derartige Taten häufig als zu rechtfertigende Akte des Widerstands gegen die „israelischen Besatzer“. Präsident Rivlin lobte Indien seinerseits als zuverlässigen Partner für den jüdischen Staat und sprach sich für eine vertiefte Kooperation aus.

„Indien und Israel arbeiten gemeinsam am Schutz der Umwelt, an der Ent-

sen. Der größte Coup dabei: Die indische Seite unterschrieb einen Vertrag in Höhe von 525 Millionen Dollar zum Kauf von Spike-Raketen aus Israel. Seit Jahren schon ist Indien der weltweit größte Käufer israelischer Waffensysteme und zählt hinter China und Hong Kong zu den wichtigsten Handelspartnern des jüdischen Staates in Asien.

Neu-Delhis veränderte Interessenlage

Die Annäherung Neu-Delhis an Jerusalem kommt nicht von ungefähr. Sie ist das Resultat einer selbstbewussteren indischen Außenpolitik und speziell der realpolitischen Neubewertung der Situation im Nahen Osten. Die jahrzehntelange, pro-„palästinensische“ Haltung im Nahostkonflikt hat sich für die größte Demokratie der Erde nicht im erhofften Maße politisch ausgezahlt. Versprach man sich von dieser Politik die Unterstützung der arabischen Welt für die unmittelbaren Probleme in der Nachbarschaft, vor allem mit Blick auf den Erzrivalen Pakistan und das zwischen beiden nach wie vor umstrittene Kaschmir, ist eben diese politische Unterstützung ausgeblieben. Als es 1999 zu der letzten größeren kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Indien und Pakistan um Kaschmir kam, verdankte Indien seinen militärischen

Sieg maßgeblich den von israelischen Aufklärungsdrohnen gelieferten Positionsbildern, während einflussreiche arabische Staaten wie Saudi-Arabien die pakistanische Seite unterstützten. Dieser Beistand der arabischen Nationen für Pakistan setzt sich auch im Rahmen der „Organisation für islamische Zusammenarbeit“ (OIC) fort. Obwohl Moslems in Indien rund 15 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen und damit hochgerechnet etwa 10 Prozent der weltweiten Moslems in Indien leben, wurde das Land auf pakistanisches Drängen hin von einer Mitgliedschaft in der Organisation ausgeschlossen.

Zudem hat sich in Neu-Delhi in den letzten Jahren mehr und mehr die Erkenntnis durchgesetzt, dass der den Hindustaat in gleicher Weise wie den jüdischen Staat bedrohende islamistische Terrorismus nicht von vereinzelt Organisationen innerhalb des eigenen Staatsgebiets ausgeht – sondern eine globale Dimension hat und maßgeblich von moslemischen Staaten protegiert wird. Im Falle Indiens ist dies eindeutig die mit viel Geld aus den Golfmonarchien finanzierte Terroristenbrutstätte Pakistan.

Bruch mit dem Erbe Gandhis

Dass Indien überhaupt erst so spät bilaterale Beziehungen zu Israel aufgenommen hat, liegt nicht zuletzt am historischen Vermächtnis des geistigen Vordenkers und politischen Gründervaters des Landes, Mahatma Gandhi. Dieser war nicht nur Antikolonialist und Pazifist, sondern auch ein erklärter Antizionist. In einer Rede von 1938 erklärte Gandhi: „Palästina gehört den Arabern in dem gleichen Sinne, wie England den Engländern und Frankreich den Franzosen gehört.“ Die Errichtung eines jüdischen Nationalstaats in Palästina/Israel bezeichnete er als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit.“ Die von Gandhi im Sinne der nationalen Befreiungsbewegungen gegründete säkular-sozialistische Kongresspartei stellte seit der Unabhängigkeit 1947 die große Mehrheit der indischen Regierungen. Dass die unkritische Solidarität mit den „Palästinensern“ so lange fester Bestandteil indischer Nahostpolitik war, ist daher genauso wenig Zufall, wie die Tatsache, dass die jetzige tiefergehende Annäherung unter einer konservativen BJP-Regierung stattfindet.

Hoffnung, aber keine Illusionen

Der neue Kurs Neu-Delhis ist voll und ganz im Interesse des jüdischen Staats. Eine Aufwertung der bilateralen Beziehungen und eine verstärkte Kooperation sind für Indien und Israel in gleicher Weise von Nutzen. Insbesondere in einer Zeit, in der sich in vielen Teilen Europas eine zunehmend anti-israelische Stimmung breitmacht, sind alternative Partner von größter Bedeutung. Allerdings sollte man sich auch keinen Illusionen hingeben: Eine dezidiert israelsolidarische Politik wird Neu-Delhi in absehbarer Zeit nicht umsetzen. Zu wichtig sind die arabischen Staaten wirtschaftlich, zu gefährlich eine neuerliche Eskalation mit Pakistan, zu innenpolitisch gewichtig die Rücksichtnahme auf die Sensibilitäten der moslemischen Gemeinschaft. Fest steht: Für das enge Bündnis mit den traditionellen Verbündeten in Amerika und Europa gibt es für Israel keine Alternative.



GÜNSTIGER NACH TEL AVIV FLIEGEN

Pegasus erleichtert Ihnen die Reise:

- ★ 8 kg freies Handgepäck
- ★ Koscherem Bordessen auf Vorbestellung
- ★ Schnelle, komfortable Verbindungen zu über 100 Flugzielen in ganz Europa, der Kaukasus, Russland, dem Nahen Osten, Nordafrika und Zentralasien
- ★ Fliegen Sie mit uns günstiger von Berlin-Schönefeld, Düsseldorf, Frankfurt/Main, Hamburg, Köln, München, Nürnberg und Stuttgart

flypgs.com | **PEGASUS**
für unsere günstigsten Preise **AIRLINES**

TEL AVIV

SCHON AB

119.99
€*



* Inklusive Steuern

Netanjahu in Berlin

Von Monty Aviel Ott

Berlin im Ausnahmezustand. Die S-Bahnen fahren nicht, Straßen in Mitte sind teilweise komplett gesperrt. Polizisten durchwühlen Kanalschächte, Straßenlaternen und andere Zugänge zum Stromnetz werden versiegelt. Da Obama nicht in Deutschland ist, gibt es nur eine logische Erklärung: der israelische Ministerpräsident besucht Berlin. Auch zur diesjährigen Regierungskonsultation gab es einen enormen Aufwand.

Die Sicherheitsmaßnahmen waren vielen Berlinern allerdings egal. Hie und da hörte man: „Morgen ist es ja wieder vorbei.“ Wenn Israels Regierungschef inklusive Regierungsdelegation – vier Minister und etliche Generaldirektoren (in Deutschland Staatsminister) – Deutschland besucht, herrscht die höchste Sicherheitsstufe. Die Maßnahmen bleiben ohne Vergleich, so groß ist die Angst davor, dass dem Regierungschef des demokratischen Staates Israel in Deutschland etwas zustoßen könnte. Selbst Staatschefs von Unrechtsregimen wie Erdogan, Rohani oder Kim Jong Un würden nicht so viel Schutz brauchen. Aber was würde es bedeuten, wenn das Blut einer israelischen Regierungsdelegation auf deutschem Boden vergossen würde?

Der gesamte Komplex um das „Waldorf Astoria“ am Zoologischen Garten wurde zu einer einzigen Sicherheitszone umgewandelt. Somit war das Herz von Berlin-West vom Rest Berlins abgetrennt. Während zwischen KaDeWe und den Luxusboutiquen am Kudamm weiterhin munteres Treiben herrscht, werden unter und neben dem Bahnhof Zoo bereits Parkverbote eingerichtet, Süßigkeitenautomaten kontrolliert und Absperrzonen aufgebaut.

Eigentlich hätte die 6. Deutsch-Israelische Regierungskonsultation bereits im letzten Jahr (dem 50. Jubiläumsjahr deutsch-israelischer diplomatischer Beziehungen) stattfinden sollten, was allerdings aufgrund der „angespannten Sicherheitslage“ aufgeschoben wurde. Bibi ließ, nach verspäteter Ankunft in Berlin, verlautbaren: „Wenn wir in Deutschland sind, dann wissen wir, wir sind unter guten Freunden.“ Was recht floskelhaft wirkte, schien jedoch mehr als Höflichkeit zu sein. Das Zusammentreffen der israelischen und deutschen



Deutsche und israelische Minister vor dem gemeinsamen Essen.

Kabinettsmitglieder war gelöst und freundschaftlich. Im Vorhinein wurde angenommen, dass bei dem Treffen am nächsten Tag insbesondere die Auswirkungen von Syrien-Konflikt und dem



Merkel will viele speziell israelische Anliegen offenbar nicht sehen.

5+1-Abkommen mit dem Iran, sowie die Gefahren durch militanten islamistischen Terrorismus besprochen werden. Merkel erklärte, dass mit Blick auf die zunehmende Terrorgefahr in Europa „geografische Distanzen“ schwinden. Der deutschen Regierungschefin und den anderen Kabinettsmitgliedern

wäre der ganze westliche Teil des Nahen Ostens vom extremen Islamismus schon überrollt worden. Und wenn wir dort nicht stünden, dann wären noch weitere Millionen schon nach Europa gekommen.“ Auch bei dem Thema Iran schienen sich Merkel und Bibi näherzukommen. Die deutsche Regierungschefin

„Selbst Staatschefs von Unrechtsregimen wie Erdogan, Rohani oder Kim Jong Un brauchen nicht so viel Schutz wie der Regierungschef des demokratischen Israels.“

ist dabei klar, dass sich Israel dieser Gefahr bereits seit seiner Gründung vor 68 Jahren konfrontiert sieht. Diese Haltung untermauerte Bibi noch einmal als er die „liebe Angela“ ansprach und

fin erklärte: „Das (gemeint ist, dass die Normalisierung der Beziehungen zum Iran erst stattfindet, sobald dieses das Existenzrecht Israels akzeptiert) wird auch in allen Gesprächen, die unsere Minister führen und ich auch gegebenenfalls führen würde, immer wieder sehr deutlich gemacht.“

Merkels Worte klingen allerdings ein wenig nach heißer Luft. Wenn Deutschland tatsächlich so sehr auf dem Existenzrecht Israels beharren würde, wie Merkel sagt, dann müssten wirtschaftliche Verhandlungen mit dem Iran strikt eingegrenzt werden. Das Geld, was allerdings gerade durch wirtschaftliche Zusammenarbeit in den Iran geschwemmt wird, ist Wasser auf die Mühlen des Regimes. Merkels Außenminister und ihr sich im Inland immer wieder als Demokratie-Wächter aufspielende Wirtschaftsminister schütteln freudig die Hände der Mullahs, um mit diesen zusammen kräftig Geld zu verdienen. Gelebte Solidarität mit Israel sieht anders aus.

Neben den Vereinbarungen hinsichtlich von Forschung, Digitalisierung, Elektromobilität und Klimaschutz, ließ sich die Kanzlerin es nicht nehmen, auch den angestrebten Friedensprozess mit den „Palästinensern“ zu thematisieren:

„Wir glauben daran, dass wir vorankommen müssen in einem Prozess des friedlichen Zusammenlebens“. Bibi betonte seinerseits, dass es nur eine Möglichkeit zum Frieden gäbe, „und zwar handelt es sich dabei um Friedensverhandlungen ohne Vorbedingungen.“ Neben der Konsultation stand ein Besuch der Ausstellung „Kunst aus dem Holocaust“ im Deutschen Historischen Museum auf dem Terminplan.

Wieder daheim kam es dann allerdings zum Eklat. Zwei Wochen nach der Reise erklärte das Kanzleramt in Berlin, dass man „überrascht“ sei über die Äußerungen des MPs, in denen behauptet würde, dass die Kanzlerin von der Zwei-Staaten-Lösung abgerückt sei. Das Kanzleramt konstatierte, dass man die eigene Haltung nicht geändert habe, auch wenn Bibi in der israelischen Öffentlichkeit den Eindruck erweckt habe. Dabei hatte er nur erklärt, dass Merkel endlich eine „realistischere Haltung“ eingenommen habe, was von regierungsfreundlichen Medien zu einem „Wandel der Auffassungen der Kanzlerin“ stilisiert wurde. Ein Sprecher Netanjahus lehnt weiterhin jeden Kommentar zum Thema ab.

Dabei wäre es für Merkel tatsächlich an der Zeit eine realistischere Haltung zu Israel und seinen Problemen einzunehmen. Und ob es Merkel nun gesagt hat, oder ob es nur die Interpretation Bibis gewesen ist – zur aktuellen Zeit bleiben wenig gute Gründe um über einen Frieden zu reden: die vielen Menschen, die bei Auto-Ramm-Attacken oder Messerattentaten ermordet wurden, sind kein Grund zur Hoffnung. Die Hamas in Gaza hat bereits etliche neue Tunnel aus europäischen und amerikanischen Fördermitteln errichtet und die Fatah hat durch die enorme Korruption das Vertrauen der eigenen Bevölkerung verspielt. Die palästinensische Gesellschaft driftet immer weiter auseinander und es ist eine Frage der Zeit, wie lange man noch einen in der eigenen Bevölkerung akzeptierten Ansprechpartner auf Regierungsebene hat.

Wir dürfen Nahost-Flüchtlinge und Holocaust-Überlebende nicht vergleichen

Zwei Fälle und zweimal ganz unterschiedliche Rahmenbedingungen

Von Michael Welner

Präsident Obama verglich kürzlich Flüchtlinge aus Syrien, die sich in den USA ansiedeln wollen, mit jüdischen Flüchtlingen zur Zeit des Holocausts.

Ob Flüchtlinge aus moslemischen Ländern in den USA angesiedelt werden sollten, ist Thema hitziger Debatten und es gibt für beide Meinungen, pro und contra, starke Argumente.

Aber wie dem auch sei: Die Flüchtlinge aus Syrien mit den jüdischen Holocaust-Flüchtlingen zu vergleichen ist unangebracht und einige Lektionen des Holocausts dürfen in diesem Zusammenhang niemals vergessen werden:

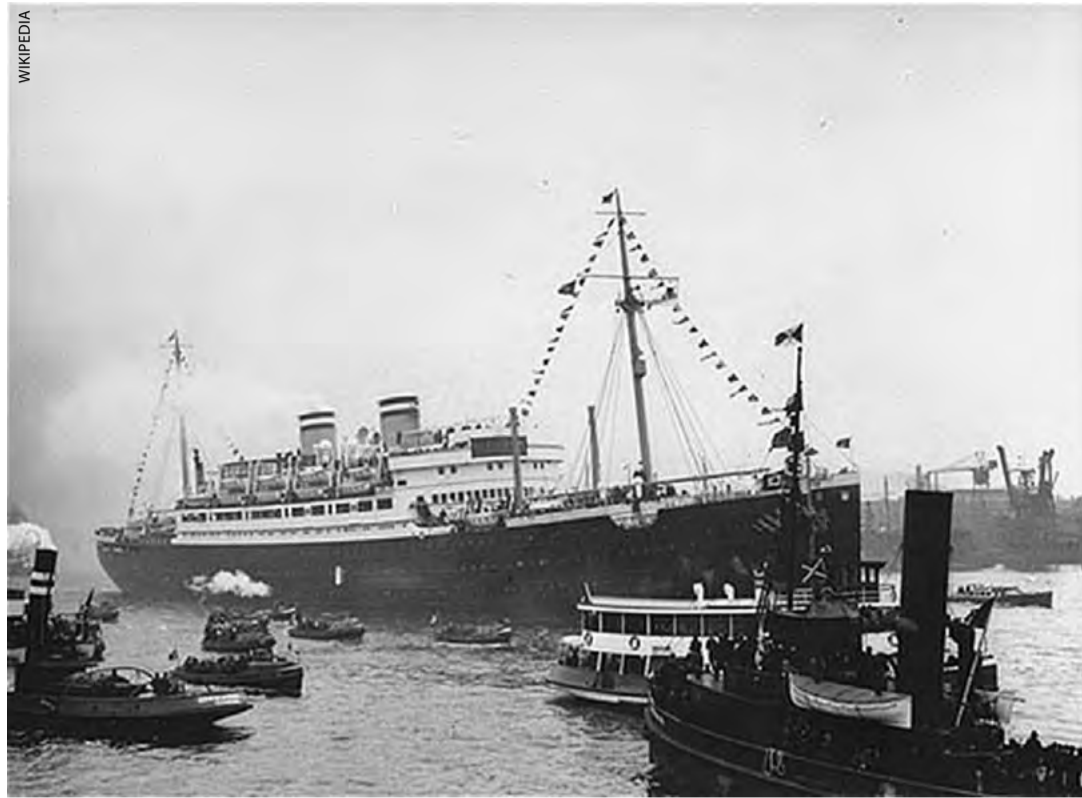
1. Jüdische Flüchtlinge befanden sich mit niemandem im Krieg und waren für niemanden eine Bedrohung. Flüchtlinge aus Syrien hingegen fliehen vor einem Krieg in ihrem eigenen Land, in dem sie auf der einen oder der anderen Seite standen.

2. Jüdische Flüchtlinge wurden gejagt, um ermordet zu werden, wo auch immer sie sich befanden. Dies ist bei den Moslems von Syrien, die emigrieren, nicht der Fall.

3. Die jüdischen Flüchtlinge liefen buchstäblich um ihr Leben, und hatten keinen sicheren Ort in ihren Ländern, an den sie gehen konnten.

Syrische Flüchtlinge hingegen fliehen aus ihrem Land mit kaputter Infrastruktur, um eine sicherere und normale Existenz zu haben.

Sie haben außerdem die Option, in benachbarte arabische Staaten zu rei-



Das Flüchtlingsschiff St. Louis

aber keine Möglichkeit herauszufinden, ob die syrischen Flüchtlinge, die in die USA kommen, zu der einen oder

wurde niemals missbraucht, um Kriminelle oder Terroristen über die Grenzen zu schleusen. Bei der syrisch-

„ Jüdische Flüchtlinge hatten keine jüdisches Land, in das sie fliehen konnten.“



Jüdische Buchenwald-Überlebende bei der Ankunft in Haifa

sen – etwas, was die Juden während des Holocausts niemals hatten.

4. Jüdische Flüchtlinge hatten keinen Konflikt mit dem Westen. Die arabische Welt hingegen befindet sich mitten in einem offenen Konflikt mit dem Westen. Die USA haben einige der Kämpfer in Syrien gesponsert. Es gibt

der anderen Kriegspartei gehören.

5. Jüdische Flüchtlinge brachten keine Terrorgefahr mit sich nach Amerika. Bereits in der Vergangenheit ist aber islamistischer Terror durch legal und illegal Eingewanderte in die USA getragen worden.

6. Der jüdische Flüchtlingsstrom

und damit 900 jüdische Flüchtlinge wieder zurück nach Europa geschickt, wo viele von ihnen in Konzentrationslagern starben. Dieser Moment war ein Schandfleck in der Geschichte unseres Landes – eine tragische Entscheidung, die in einem politischen Klima von tiefer Angst, Verdächtigung und

Antisemitismus gefällt wurde...1939 konnte unser Land nicht den Unterschied zwischen dem eigentlichen Feind und den Opfern des Feindes erkennen. Lasst uns 2015 nicht den selben Fehler nochmal machen.“

Was bei diesem Brief, der in Amerika eine große Debatte ausgelöst hat, keinem auffallen scheint, ist, dass heute tatsächlich niemand zwischen dem Feind und den Opfern unserer Feinde unterscheiden kann – wie selbst vertrauenswürdige Geheimdienstleute aus der Obama-Regierung zugeben. Und das bedeutet ein ernstes Problem für unsere nationale Sicherheit.

Dieses echte Dilemma von heute mit der Situation von 1939 zu vergleichen, wo die Juden vor allem wegen Judenfeindlichkeit nicht in den USA aufgenommen wurden, ist obszön.

Dass viele Rabbis bereit sind, solche Missverständnisse auch noch anzuhängen, zeigt ein weiteres Mal, dass solche Rabbis ungeeignet sind andere Menschen über jüdische Geschichte zu belehren.

Der Horror des Holocausts bleibt unvorstellbar, selbst jetzt, wo die Erinnerungen langsam mit dem Tod der alten Zeitzeugen verblassen.

Wie also können Rabbis, die eigentlich Führer jüdischen Denkens sein sollten, solche idiotischen Vergleiche zwischen Holocaust-Flüchtlingen und Zuwanderern aus der arabischen Welt ziehen?

Meiner Meinung nach geht dieses Verhalten auf den jüdischen Imperativ zurück allen Menschen zu helfen, ob sie nun Juden seien oder nicht. Niemand kann leugnen, dass die jüdische nicht-diskriminierende Philanthropie unübertroffen ist. Aber wir müssen nicht mehr beweisen, dass wir nett sind. Und an jene gerichtet, die denken, dass wir der moslemischen Welt unserer Nettigkeit besser zeigen müssten, seien nun daran erinnert, wie viel jüdische Hilfe dem Iran und der Türkei nach Naturkatastrophen angeboten wurde, nur um abgewiesen zu werden, damit man die Juden weiter dämonisieren kann.

Juden werden nicht wegen ihres Mangels an Mitgefühl angeprangert, sondern weil moslemisch-arabische Intoleranz extrem ist und in zahlreichen dieser Länder in den Medien der Jude als Monster dargestellt wird. Die Konsumenten solch anti-jüdischer Schreckensmärchen könnten sich gar nicht weniger interessieren für Juden, die Moslems in Schutz nehmen.

Wieso also können die unterzeichnenden Rabbis die besondere Geschichte ihres eigenen Volkes so abwerten? Präsident Obama kann wohl kaum dafür angegriffen werden die Geschichte des Holocausts zu beleidigen, wenn sogar so viele Rabbis der Schoah nicht den angemessenen Respekt zollen.

Der Autor (Geboren 1964 in Pittsburgh) ist einer der angesehensten forensischen Psychiater der USA und hat bedeutende Beiträge zur Aufklärung zahlreicher Verbrechen geleistet.

Steinmeiers Ergebnislosigkeit und das teure Outsourcing an Erdogan

Zerbricht die deutsche Gesellschaft an den neuen Herausforderungen?

Von Michael Guttman

Befragte man früher Bürger zu Islam und Terrorismus, so stieß man häufig auf die Ausrede: das sei alles so undurchsichtig. Was musste noch an Greuel geschehen, um klar zu sehen? Die Ausrede war ein Zeichen der Resignation, man könnte als „rechtsradikal“ gelten. Ein Symptom dafür, dass es in der deutschen Gesellschaft kriselt, Liberale gegen Deutschnationale und Rechtsextremisten.

Wir hätten aber gerade durch den Terrorismus und seine Folgen – die Flüchtlingsströme – den Zusammenhalt stärken können, wenn nicht durch Politiker und Medien ständig alles zerredet würde. Die Konzeptionslosigkeit hat nach dem Anschlag von Paris in kürzester Zeit Dimensionen angenommen, die einer Regierungskrise gleicht. Zu Jahresbeginn schien die Flüchtlingspolitik der Kanzlerin noch unantastbar. Heute traut die Mehrheit der Bevölkerung der Großen Koalition nicht mehr zu, dass sie die Flüchtlingssituation in den Griff bekommt. Es gibt einen veritablen Stimmungswandel in Deutschland.

Überraschend ist das keinesfalls. Zuviel Wirrwarr nährt den Trend der Unsicherheit und Ängste. Vollmundige „wir schaffen das“-Erklärungen werden immer fragwürdiger angesichts des zu bewältigenden Massenzustroms von Menschen, besonders dann wenn die gesellschaftliche Zielstellung nicht klar ist. Die Koalition streitet über Flüchtlingsintegration, ohne dass der Bevölkerung klar wird, was mit „Integration“ überhaupt gemeint ist. Haben wir eine humanitäre Aufgabe zu erfüllen, die den Flüchtlingen Asyl in geordneten Verhältnissen und Sicherheit bieten soll oder wollen wir sie zu deutschen Staatsbürgern auf Dauer machen? Das Menschenrecht kennt keine Obergrenze, sagt die Kanzlerin. Aber Menschenrechte und Integration sind nicht dasselbe.

Immer mehr EU-Länder klinken sich aus, indem sie die deutschen Quotenregelungen nicht befolgen und Europa in eine Zau Landschaft verwandeln. Die euphorische Willkommenspolitik der Kanzlerin hat nach Auffassung vieler EU-Länder eine Flüchtlingsschwemme ausgelöst. Soll sie sehen, wie sie damit fertig wird.

Unsere Behörden sind überfordert. Frust breitet sich aus. Eine Gesetzeskorrektur jagt die andere und bringt keine Beruhigung der Lage. Sie spielen eher den Radikalen in die Hände, die zunehmend dreister ihren Fremdenhass vertreten. Es vergeht kaum ein Tag ohne Gewalt. Wo der Staat nicht energisch einschreitet, finden brutale Überfälle und Schlägereien zwischen Links- und Rechtsradikalen sowie den Flüchtlingen statt. Alle suchen die Konfrontation und verwandeln unsere Straßen in Schlachtfelder. Deutlich wird, dass die Regierung kein Konzept, nur schlecht durchdachte Einzellösungen anbietet, die den Flüchtlingsstrom nicht stoppen können. Wie auch? Als ob sich die Flüchtlinge, die es übers Mittelmeer oder die Balkanrouten und Zäune geschafft haben, sich durch verschärfte Gesetze abhalten lassen. „Abschottung ist keine Lösung“, sagt die Kanzlerin und schließt fragwürdige Allianzen mit der Türkei, die uns



Spricht von „Verhandlungslösungen“, die er aber gar nicht hat: Steinmeier.

Flüchtlinge vom Leib halten sollen. Worin besteht der Unterschied, ob Flüchtlinge an der deutschen oder türkischen Grenze aufgehalten werden? In 3.000.000.000 Euro!

Unser Innenminister, der keine zwei Monate her, seinem Volk noch versprach, dass der Terror für Deutschland eine abstrakte Gefahr sei, erklärt nun weitere Länder für sicher. Zu diesem Zweck reiste De Mazière zu Regie-

Geld regeln.

Wir haben zwar gelernt, den Terrorismus als große Gefahr einzustufen, aber wir hoffen immer noch zuviel auf Diplomatie und setzen zuweilen auf Nihilismus.

Von Anbeginn hieß die Devise der Bundeskanzlerin: „Die Flüchtlinge sind die größte Herausforderung für die EU.“ Damit folgen wir einer Fehl-orientierung und konzentrieren uns

„ Wir ringen mit dem Flüchtlingsproblem, und vernachlässigen sträflich den Kampf gegen dessen Ursache – den Terrorismus. “

rungsgesprächen nach Afghanistan. Zu seiner Begrüßung traf auch eine Delegation der Taliban in Kabul ein, um mit einem Terroranschlag den Unfug des deutschen Ministers öffentlich zu unterstreichen. Er ist übrigens der erste Staatsgast der Welt, der das seit Jahren geschundene Land öffentlich für sicher erklärt. Unser Außenminister traut sich dort gar nicht mehr hin, nachdem die Regierung in Kabul sich von ihm abgewendet hat, weil sie eine Fortsetzung der Verhandlungen mit den Taliban für sinnlos erachtete. Ich erspare dem Leser die Schilderung weiterer Kapriolen der Regierung zu den Themen Terror und Flüchtlinge.

Woran liegt es, dass in so kurzer Zeit soviel schief gegangen ist?

Dafür sehe ich drei wesentliche Ursachen:

Wir ringen mit dem Flüchtlingsproblem, und vernachlässigen sträflich den Kampf gegen dessen Ursache – den Terrorismus.

Alles, auch die Reduzierung der Flüchtlingsströme und die Bekämpfung des Terrorismus, wollen wir mit

Thema Flüchtlinge, das die einen mit Willkommenskultur und Integration, die anderen mit Obergrenzen durch Abschottung verbinden. Beide Seiten verlieren in den anhaltenden Debatten den Terrorismus aus den Augen.

Seit einiger Zeit formuliert zwar die Kanzlerin: „Wir müssen auch die Fluchtursachen bekämpfen.“ Eine Kampfansage? Gegen wen und womit soll ihr Kampf geführt werden? Hat man je eine öffentliche Regierungsverlautbarung vernommen, die das klarstellt? Nach dem Anschlag in Paris bemühte sich Frankreich um eine Koalition für den Kampf gegen den islamischen Terror. Deutschland bekundete Beistand. An besagter „Koalition der Willigen“ beteiligte sich die Bundeswehr mit vier Tornados, die nur für Aufklärung vorgesehen, aber nicht einmal dafür geeignet waren, wie sich herausstellte. Auch das Parlament tat sich schwer. Laut Grundgesetz, Artikel 24 sind Auslandskampfeinsätze der Bundeswehr nur in Systemen kollektiver Sicherheit, z.B. der NATO erlaubt. Die Beteiligung an der „Koalition der Willigen“ aus mehreren Staaten sei verfassungswidrig.

Ähnlich verhält es sich mit der Ausbildungsmission der Bundeswehr für die Kurden. Die Aufstellung von deutschen Raketen an der türkisch-syrischen Grenze ist okay, denn die Türkei ist in der NATO, die Kurden sind es nicht. Gesetz ist Gesetz, auch wenn es zu nichts weiter taugt als zur Ausrede. Daheim sprechen unsere Politiker und Nahost-Experten von kopflosem Handeln, das uns zur Zielscheibe für Anschläge mache. Sollen doch bitteschön die anderen die Kastanien aus dem Feuer holen. Deutschland begnügt sich mit Mutmachen. Eine Zumutung! Wen wundert es, wenn die EU-Verbündeten uns nicht für ernst nehmen?

Wie lange noch glaubt die Bundesregierung mit Hilfsdiensten (Ausbil-

dung) oder durch Aktivitäten weit weg vom Schuss (Beobachtung von Schleuserbanden) diese Kastanien-Strategie aufrecht erhalten zu können? Seit 1997 sicherte sie sich durch die Dublin-Regelung einen ungerechten Abstand zu den Flüchtlingen und kritisierte die europäischen Mittelmeerstaaten, dass sie zu wenig für die Sicherung der EU-Außengrenzen tun.

Es zeichnet sich ohnehin ab, dass Deutschland schlecht gerüstet ist für einen Antiterrorkampf. Die Rüstungsindustrie liefert Top-Qualität an zahlungskräftige Kunden, ohne sich zu interessieren, in welche Hände sie gelangt. Für die Bundeswehr bleibt schlechte Qualität und Ausschuss übrig. Deutsche Soldaten riskieren so ihr Leben gegen deutsche Rüstungsgüter in den Händen von Terroristen, z.B. in Afghanistan. Das Beispiel zeigt, wie verlogen die Empfehlungen sind, Deutschland solle sich aus bewaffneten Konflikten heraushalten.

Eine Zeitlang schien es so, als wäre der Terrorismus unbesiegbar. Wir wissen inzwischen, dass der IS an mehreren Stellen herbe Niederlagen hinnehmen musste, hauptsächlich durch den entschlossenen Kampf der kurdischen Milizen, die nahezu alle ihre Gebiete im Irak befreien konnten. Während deutsche Medien nur vom Vormarsch der Assad-Truppen mit russischer Luftunterstützung in Aleppo berichten, bereiten sich Jordanien und Israel darauf vor, eine Massenflucht von El Kaida-/Al Nusra und von den Yarmuk-Märtyrern des IS, vom syrischen Teil des Golans über ihre Grenzen zu verhindern. Wie das? Ein Ergebnis der Diplomatie war es nicht.

Epacement und Nihilismus

Ein schier aussichtsloses Unterfangen unserer Politiker, Terror- und Nahostexperten sind immer wieder Versuche, mit Despotenregimes und Terroristen in Verhandlungen zu treten. Seit über 50 Jahren bewegt sich die Diplomatie von einer Schlappe in die andere. Wer zählt die ergebnislosen Verhandlungen und die Verträge, die nicht eingehalten wurden? Davon könnte Israel lange Klagen vortragen. Auf Vertrauen setzen, wie unser Chefdiplomat Steinmeier, hat sich als sogar gefährlich erwiesen. Erinnern möchte ich an seine Verhandlungstaktik 2011 in Syrien. Er setzte auf Assad im Vertrauen, dass er der Einzige sei, der zur Deeskalation in Syrien und Libanon beitragen könne, indem er die Opposition einbinde und die Hisbollah zum Waffenstillstand dränge. In beiden Ländern ist das Gegenteil eingetreten: Attentate auf in Damaskus missliebige libanesische Regierungsmitglieder, Belagerung des Beirut Regierungsviertels durch die Hisbollah. Anstatt die Opposition zu unterstützen, setzten Steinmeier und seine Experten auf Assad, der das Land immer tiefer in den Bürgerkrieg und in Verstrickungen mit globalen islamischen Terrororganisationen führte. Der Strom der Flüchtlinge aus Syrien ist eine Folge ihrer damaligen Fehleinschätzungen, für die sie ein gehöriges Maß an Verantwortung tragen. Aber was interessiert das Geschwätz von gestern?

Der wortgewaltige Chefdiplomat Deutschlands in Syrien sieht schon wieder Chancen für Verhandlungen, diesmal mit Assad, Iran und Russland. Er wettet öffentlich gegen Frankreich und Großbritannien, die eine Beteiligung des Gift- und Fassbombenkriegers Assad an Verhandlungen ablehnen und Luftunterstützung gegen die Terroristen vorziehen: „Es kann nicht sein, dass wichtige Partner auf die militärische Karte setzen

und Verhandlungslösungen wieder zerstören.“ Niemand zerstört dem Verhandlungsfreak aus Leidenschaft Verhandlungslösungen. Welche wären denn das? Ich kenne nicht eine.

Der Atomdeal mit Iran muss sich erst noch beweisen. Er beteiligt sich an Staatsfesten in Saudi-Arabien. Begleiten lässt er sich auch von Rüstungsvertretern. Mahnende Worte zu den Menschenrechten hat er mit besorgter Miene vorgetragen. Dann taumelt er nach Iran, und lässt sich von den Ayatollahs beeindrucken, dass sie ihren Streit mit den Saudis entschärfen und Assad zu einem Humanisten umerziehen wollen. Selbstgefällig verkündet er vor einer Batterie von Mikrofonen: „Ich werde die Rivalen wieder miteinander ins Gespräch bringen. Kein Frieden in Syrien ohne Riad und Teheran.“ Dem Volke ist klar geworden, dass die Erzfeinde nur im Bösen-Buben-Streit lagen, denen er die Nase geputzt hat und nun ist alles wieder gut.

Es wird immer gefährlicher mit diesem Appeasement-Politiker à la Neville Chamberlain, denn er behindert den Antiterrorkampf, was zu immer mehr Opfern, darunter Flüchtlinge, führt.

Leider findet diese Einstellung immer noch Zuspruch. Die Nahost-Experten Perthens und Lüders zum Beispiel wollen gerade im Fall Syrien ihre Fehler teile bis heute nicht zugeben. Sie warnen vor der Einmischung in einen internationalen Militärkonflikt, der irrtümlich als Bürgerkrieg bezeichnet wird, und

Deutschland steht ein stärkeres Mitspracherecht in der internationalen Politik zu, sagen unsere Politiker. Das aber lässt sich nicht mit Geld erwirken, sondern erfordert auch erhöhtes, eigenes, wenn nötig auch militärisches Engagement. Die Furcht vor Terroranschläge ist verständlicherweise ein häufiges Argument gegen verstärktes Engagement, allein das Heraushalten funktioniert nicht, wie es sich in Spanien, und Dänemark gezeigt hat. Die Linken fordern den Austritt aus der „Koalition der Willigen“, aus der Nato und keine Beteiligung an Antiterrorereinsätzen: „Deutscher Blutzoll ist es nicht wert“. Frei nach Goethe kann man sagen, uns ist es einerlei, „[...] wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen.“

Wenn der Terror zu uns kommt, werden sie wie alle trauern und zugleich den Imperialismus schuldig sprechen. Hoch, hoch die internationale Solidarität.

Man kann ohnehin nichts ändern. Weder im Nahen Osten noch international ist etwas in Sicht, was den Terror beenden könnte. Selbst wenn der IS bezwungen werde, kämen andere nach, sagen die Nihilisten.

UN-Generalsekretär Ban Ki Moon sprach einmal den schönen Satz: „Bomben können Terroristen töten, aber nur gute Politik kann Terrorismus beseitigen.“ Ich halte das für gefällige Rhetorik. Diplomatie ist kein geeignetes Mittel im Umgang mit Verbrecherregimes und Terroristen, die darauf aus sind, den

Der moralische Aspekt

Die islamischen Terroristen haben gemordet, vergewaltigt, Kulturstätten zerstört und diese Barbarei öffentlich zelebriert. Die Zahl ihrer Opfer nähert sich der Zahl der Opfer des Faschismus. Zu gern würden sie in den USA und EU-Staaten ihr Unwesen fortsetzen. Sie haben nicht die geringste Chance, wenn wir sie geschlossen daran hindern.

Moralisch sind wir noch schlechter als technisch gerüstet. Zwar erkennen und beschreiben heute unsere Politiker und die Presse deutlich die Grausamkeiten des globalen islamischen Terrorismus. Kaum jemand wagt mehr, den Unsinn zu Papier zu bringen, dass Armut und fremde Ausbeutung, Diskriminierung durch imperiale, neokolonialistische, zionistische u.a. äußere Ursachen schuld am Terrorismus sind. Mittlerweile werden die überholten archaischen Strukturen, die islamische Religion und der Dschihadismus, das miserable Bildungswesen, mangelnde Akzeptanz und Toleranz sowie der Expansionsdrang als Grund der Übel zur Kenntnis genommen. Dieser Wandel hat indessen noch nicht dazu geführt, dem islamischen Terror den Krieg zu erklären, mit all seinen Konsequenzen. Die deutsche Bevölkerung ist auf eine direkte Auseinandersetzung einer Allianz mit den globalen islamischen Terrorismus moralisch nicht vorbereitet.

Deutschland zählt zu den Staaten, die schon soviel Schuld auf sich geladen haben, indem wir jahrelang zuschauten und uns, nun da die Folgen auch zu uns herüberschwappen, an der humanitären Lösung der wachsenden Flüchtlingsmassen zerstreiten. Die Verursacher dieses Elends können indessen weitermachen. Wo bleibt denn da die Logik? Der menschliche Verstand sagt: wenn das Böse die Unverschämtheit besitzt, muss das Gute den Mut finden. Den Mut zum Kampf. Mit unserem Wissen und Potential gehören wir an die Spitze, um diesen Kampf der Flüchtlinge zu koordinieren, damit sie die Chance bekommen zu siegen statt zu flüchten. Darin sehe ich auch unseren Eigennutzen.

Die Kampfregion mit Waffen vollstopfen. Militäroperationen aus der Luft und Stellvertreterkriege werden weiterhin keine befriedigenden Ergebnisse bringen. Kriege werden am Boden entschieden. Danach setzt eine lange Periode der Rechtsverteilung der Schuldigen, der ideologischen Trockenlegung und der Umerziehung der Mitläufer ein. Als Deutsche kennen wir das doch aus eigener Erfahrung.

„Kaum jemand wagt mehr, den Unsinn zu Papier zu bringen, dass Armut und fremde Ausbeutung, Diskriminierung durch imperiale, neokolonialistische, zionistische u.a. äußere Ursachen schuld am Terrorismus sind.“

befürchten hauptsächlich Racheanschläge auf Deutsche. Kleinkariert geht's nicht. Der globale, islamische Terrorismus wirkt doch nicht nur in Syrien, sondern international. Im Übrigen war der Syrienkonflikt noch ein Bürgerkrieg, als diese Provinzexperten auf Assad setzten. Dass er in die heutigen Dimensionen eskalierte, geht auch auf ihr Schuldkonto.

Gegner zu erpressen, zu betrügen und Kompromisse als Schwäche auszulegen. Diplomaten haben noch nie etwas durch Verhandlungen mit Terroristen erreicht. Die UN-Flüchtlingskommissionen im Nahen Osten stehen heute vor dem finanziellen Bankrott. Sie haben es nach über 60 Jahren nicht geschafft, die palästinensischen Flüchtlingslager aufzulösen. Sie verwalten sie nur.

Kampfkunstschule Mikoyan Karate, Kampfkunst, Selbstverteidigung

Kampfkunst und Nahkampf wie Systema liegen voll im Trend. Wachsende Kriminalität macht Selbstverteidigung immer wichtiger. Der erfolgreiche Weg zur körperlichen und geistigen Stabilität beginnt mit der Wahl der richtigen Kampfschule. Aram Mikoyan hat diesen Trend erkannt und bietet in seiner Kampfkunstschule auf die Bedürfnisse der Schüler abgestimmten Unterricht. Er schult den Umgang und das Verhalten in möglichen Gefahrensituationen und stärkt zugleich das Selbstbewusstsein. Ob Manager, Hausfrau oder Schüler, jeder kann in eine gefährliche Situation geraten. So bietet die Kampfsportschule verschiedenste Kurse bereits ab dem 3. Lebensjahr. Von Kinderkarate, Frauen-Selbstverteidigung bis Senioren-Selbstverteidigung dienen die Kurse der Stärkung des Selbstbewusstseins, der Verbesserung der Konzentrationsfähigkeit und dem Stressabbau. Die Kampfkunstschule bietet auch Kurse in den Bereichen Karate, Nahkampf Systema, Kyokushinkai, Tae-Kwon-Do, Kickboxen, Thaiboxen, Boxen, MMA. Die Kampfkunstschule zeigt sich mit erfahrenen und erfolgreichen Meistern in einer puristischen und angenehmen Unterrichtsatmosphäre und einem qualitativ hochwertigen Equipment. Im Trend liegt auch der angebotene Nahkampfstil „Systema“. Aram Mikoyan trainierte selbst 8 Jahre beim Schöpfer des Stils und kann dadurch das Original aus erster Hand wiedergeben. Wir befinden uns im Herzen der City Berlin West, nur wenige Gehminuten vom Kurfürstendamm, in der Uhlandstraße.



Kontakt:
Uhlandstraße 19 10623 Berlin
Tel.: +49 (0)30 88 6281 80
eMail: kontakt@kampfkunstschule-mikoyan.de
Weitere Informationen unter
www.kampfkunstschule-mikoyan.de



**KAMPF
KUNST
SCHULE
MIKOYAN**

Die Münchener Unsicherheitskonferenz

Die Akteure in Syrien erinnern an Kinder auf einem Schulhof

Von Attila Teri

Auf dem Schulhof ist seit Monaten die Hölle los. Was als kleines Scharmützel zwei verfeindeter Gangs begann, entwickelte sich zu einem ausgewachsenen Krieg. Jeder gegen jeden, ohne Rücksicht auf Verluste, geschweige denn auf Regeln. Wer zu keiner Gruppe gehört, um so zumindest einen gewissen Schutz auf eigenem Territorium zu genießen, ist Freiwild. Gejagt von allen Seiten, ständig zwischen den Fronten. Es hilft in solchen Fällen meistens nur das Weite zu suchen – wohin auch immer! Der Schulleiter versucht ununterbrochen zu vermitteln, aber alle seine halbherzigen Bemühungen verlaufen im Sande. Die miteinander zerstrittenen Parteien sehen in ihm nur eine lächerliche Witzfigur. Zumal er nicht einmal den Mut hat, sie auf Dauer vom Hof oder gar von der Schule zu verweisen. Er ist immer noch der festen Überzeugung, die Lage mit freundlichen Gesten und endlosen Appellen an die Vernunft beruhigen und den Konflikt lösen zu können. Bislang scheiterten alle Bemühungen die Beteiligten durch Verhandlungen zur Besinnung zu bringen. Jeder gibt dem anderen die Schuld für die Eskalation.

Dimitrij, der Sprecher der russischen Gang, macht auch nur die anderen für die Entwicklung verantwortlich. Vor sechs Jahren sei es an der Schule noch friedlich gewesen! Ohne Einmischung von außen hätte sich alles so weiterentwickeln können, aber Kräfte von außen hätten das Gleichgewicht verschoben. Es sei wie im „Kalten Krieg“, behauptet er. Dabei spielt sich seine Truppe nur als Schutzmacht auf, um Bashar, den Boss des mächtigsten arabischen Clans in der Schule zu stützen. Der zeigt jedoch kaum Kompromissbereitschaft und glaubt immer noch am Ende der Sieger zu sein. Allerdings sind die Araber unter sich auch alles andere als einig. Je nach Herkunft und Interessen, bekämpfen sie sich bis aufs Blut und wechseln teilweise täglich die Fronten, was nur zu noch mehr Chaos führt.

Jens, der Chef vom Bündnis der europäischen Schülerverbände, beteuert hingegen: „Wir wollen keinen neuen Kalten Krieg.“ Der Sprecher der deutschen Schüler, Frank Walter, will immer nur schlichten. Mit besorgter Miene redet er wie gewöhnlich alles klein und meint, Dimitrij sei missverstanden worden. Und überhaupt...nur durch Reden könne das Problem gelöst werden. Der amerikanische Austauschschüler John hat zwar fröhlich auf allen Seiten gehetzt, hält sich aber aus den Kämpfen meistens heraus. Aber so ganz kann er es dann doch nicht lassen und wirft schon mal von Zeit zu Zeit ein paar Bomben in den Schulhof. Damit trägt auch er nicht gerade zu Beruhigung der Lage bei. Eher sorgt er mit dafür, dass immer mehr Schüler davonlaufen und in den umliegenden Schulen ihr Glück versuchen. Es klingt schon ziemlich zynisch, wenn er dann noch sagt, die Schulen stünden vor einer fast existenziellen Bedrohung. Trotzdem zündelt er weiter. Seinem früheren Geschichtslehrer, der ebenfalls auf den Vornamen John hört, missfällt, dass sein Ex-Schüler das Feld dennoch überwiegend Wladimir, dem Boss der Russen überlässt. Der sei gar nicht daran interessiert Partner zu sein und wolle stattdessen den Schulhof nur zu einem weiteren Übungsplatz für seine neu ausgestatteten Fußsoldaten machen. Die Schule solle ein Außenposten seiner Klubzentrale werden, genauso sei er doch auch bei der Annexion einer anderen Schule in seiner Nachbarschaft vorgegangen, beschwert sich lautstark der alte und grimmige Mochtegelehrer.

Natürlich mischen auch die türkischen Straßenbanden mit, obwohl die Mehrheit ihrer Mitglieder nicht einmal zur Schule

den ist. Dadurch ist nicht nur der soziale Frieden gefährdet. Mittlerweile droht der Konflikt auch auf die Umgebung überzu-

Herren Ländern, darf jeder noch halbwegs denkende Mensch zu Recht bezweifeln, dass unsere politischen Führer noch alle



Wissen die, wo es lang geht?

gehört. Ihr Oberhäuptling Recep führt sie mit harter Hand und haut auf jeden ein, der ihm in die Quere kommt. Zugleich verkauft er sich als der einzige Retter der Zivilisation. Ohne ihn könne nicht wieder Zucht und Ordnung herrschen. Als ob das nicht schon genug Konfliktpotential mit sich

greifen. Und ein Ende ist nicht in Sicht.

Die gerade beschriebene Szenerie ist frei erfunden und mutet eher an wie ein dämliches Drehbuch für eine von Anfang an zum Scheitern verurteilten Daily Soap bei RTL2. „Wer denkt sich so einen Schwachsinn aus?“, wäre die überaus berechtigte

Tassen im Schrank haben. Außer Ausreden, kaum umsetzbaren Plänen und Durchhalteparolen bleibt von der letzten Zusammenkunft der (Ohn)Mächtigen kaum ein greifbares Ergebnis über, das auf bessere Zeiten hindeutet. Das Dumme daran ist, dass wir ihnen mehr oder weniger schutzlos ausgeliefert sind. Spätestens seit der Globalisierung gibt es für uns kaum ein Entrinnen. Es bleibt uns nur das Quäntchen Hoffnung, dass doch noch ein Wunder geschieht, bevor unsere fröhliche Reisegesellschaft mit voller Wucht gegen den Berg prallt.

Dabei fallen mir die endlosen Diskussionen mit meinen Eltern ein. Sie waren Schoah-Überlebende. Ich fragte sie immer wieder, warum sie es nicht gesehen haben oder nicht sehen wollten, was auf sie damals zurollte. Die Antwort war immer die Gleiche: „Wir hielten es einfach nicht für möglich!“ Nun ja, damals gab es kaum Telekommunikation, kein Internet oder Fernsehen. Im Gegensatz zu ihnen erfahren wir heutzutage in wenigen Sekunden, wenn in Peking ein Sack Reis umfällt. Dadurch haben wir gar keine Ausreden mehr, die uns tatsächlich Trost spenden könnten. Denke ich dann noch an unsere junge Generation, wird mir nur noch übel! Die Erwachsenen beklagen sich darüber, dass die Jugend immer gewalttätiger wird, sich ins Koma säuft, mit Drogen vollpumpt und sich gar nicht mehr um die „alten Werte“ schert. Warum auch? Bei solchen Vorbildern grenzt es an ein Wunder, dass sie noch nicht beschossen haben, die „Alten“ zu ermorden.

Aber wie es scheint, müssen sie sich wenigstens in dem Punkt keine Sorgen machen. Das besorgen die Erwachsenen schon selbst. Allerdings haben es unsere Kinder nicht verdient mit in die Tiefe gerissen zu werden. Und was das jährlich stattfindende Elend in der bayerischen Landeshauptstadt angeht, sollte es bis zum Untergang umbenannt werden: Zur Münchener Unsicherheitskonferenz.

» Außer Ausreden, kaum umsetzbaren Plänen und Durchhalteparolen bleibt von der letzten Zusammenkunft der (Ohn)Mächtigen kaum ein greifbares Ergebnis über.

bringen würde, liegt Recep zudem noch im ewigen Clinch mit den kurdischen Jungs. Tradition verpflichtet eben. Aber die sind auch nicht gerade von schlechten Eltern und schlagen zurück, wo sie nur können.

Die erbarmungsloseste Gang, die nach Gesetzen wie von vor 1000 Jahren lebt, lehnt jedes Gespräch ab und verkündet immer wieder, bis zum letzten Mann kämpfen zu wollen. Nach eigenem Bekunden ist es ihr Ziel, die Macht an allen Schulen zu übernehmen und ein autonomes Schreckensregime zu installieren. Koste es was es wolle.

Wo nur noch das Gesetz des Stärkeren, Faustrecht und Einschüchterung zählen, ist es mit Worten nicht mehr getan! Trotz etlicher Verletzten und Toten, lässt sich der Rektor nicht eines Besseren belehren. Anscheinend hat er beschlossen solange zu warten, bis die Schule abbrennt und nichts mehr zu retten ist. Und welche Signale sendet die Schulbehörde aus? Keine! Und wenn doch welche kommen, dann kommen von ihr nur faule Ausreden. Eine Lösung liegt in weiter Ferne, obwohl die umliegenden Schulen inzwischen von den Flüchtlingen so überlaufen sind, dass ein normaler Unterricht unmöglich gewor-

den Frage der Leser. Das Ganze soll als Metapher, eine Art „Übersetzung“ für Kinder dienen, damit sie zumindest einigermaßen nachvollziehen können, was um uns herum gerade geschieht. Verstehen werden sie es vermutlich nicht. Wie auch? Ihre Eltern – es sei denn, sie gehören zur Gruppe der gesunden Normalsterblichen – kommen sich auch eher vor, als ob sie mit der gesamten Familie in einem imaginären Schnellzug sitzen würden, der mit 300 km/h gegen einen Berg rast – und das ohne Bremsen. Trotzdem schreien die Zugführer durch die Sprechanlage ununterbrochen „Hurra! Es geht noch schneller!“ Es ist der reine Irrsinn. Allerdings ist die Geschichte der Realität der sogenannten Erwachsenen entnommen und auch die Vornamen haben Ähnlichkeit mit lebenden Personen. Bei denen nennt man das Ganze dann Welt-politik oder Krisendiplomatie! Für Nebenwirkungen braucht niemand den Arzt oder Apotheker zu fragen. Helfen können die schon lange nicht mehr.

Wie verfahren und aussichtslos die Situation erscheint, war vor wenigen Wochen bei der Münchener Sicherheitskonferenz zu bewundern. Betrachtet man die Handlungsfähigkeit der Teilnehmer aus allen

Eine Ausstellung der Falschinformation in Schwabmünchen

Die „Friedensbewegten“ von „Pax Christi“ und ihre Wühlarbeit gegen Israel

Von Maria Merian

Frau Ivanka Williams-Fuhr berichtet mit Datum vom 3. Februar 2015 in einem Artikel der „Augsburger Allgemeinen“ über eine Ausstellung „Palestine in the Shade“ (Palästina im Schatten), die im Zeitraum vom 31.1.-28.2.2015 im Kunstverein Schwabmünchen (bei Augsburg) zu sehen ist. Es handelt sich um eine Rauminstallation von Rudolf Zimmermann, die der Aufarbeitung einer Solidaritätsreise nach Israel und „Palästina“ dienen soll.

Veranstalter war – wie nicht anders zu erwarten – „Pax Christi“, und organisiert wurde die Reise von dem hauptamtlichen „Friedensreferenten“ Christian Artner-Schedler, der für „Pax Christi“ in Augsburg tätig ist (gleich zweimal Frieden: Ein „Friedensreferent“ und „Der Friede Christi“!): Erstaunlich welche

aus arabischen Staaten fliehen mussten. Fakt ist: Hätten die Araber die UN-Teilungsresolution von 1947 angenommen, wäre kein einziger „Palästinenser“ Flüchtling geworden, es gäbe jetzt einen unabhängigen Staat neben Israel.

In der Ausstellung werden Wasserflaschen gezeigt, die die „Klassengesellschaft“ symbolisieren sollen, in der einem israelischen Siedler per Gesetz 360 Liter Wasser zustehen und einem Araber lediglich 36 Liter. Dabei handelt es sich um eine beabsichtigte Falschinformation, die Wahrheit ist eine andere. Israel versorgt das Westjordanland mit jährlich 53 Millionen Kubikmetern Wasser (etwa 22 Millionen Kubikmeter mehr als in den Oslo-Verträgen vorgesehen). Das Wasser wird mit dem ursprünglichen Preis von 2,6 Millionen Schekel berechnet (1,26 Millionen Schekel unter dem Wasserpreis für israelische Einrichtungen).

wurden israelische Palästinenser. Palästina wird von Israel offiziell als ‚besetztes Gebiet‘ bezeichnet, mit einer neun Meter hohen Betonmauer und gigantischem Stacheldraht abgeriegelt...“, so ihre Antwort.

Unsere Leser wissen natürlich, dass es sich hierbei um Desinformationen handelt, die Frau Thiel-Küchle vielleicht aus dem Internet gezogen oder sich hat aufdrängen lassen. Ein Überblick in seriöse Medien, wie z.B. die JÜDISCHE RUNDSCHAU hätte gereicht, sich selbst ein wahrhaftiges Bild der Lage in Israel zu machen.

Die Ausstellung „Palestine in the Shade“ dient der Falschinformation und anti-israelischen Propaganda. Davon ist schon auszugehen, wenn die wenig friedensstiftende „Pax Christi“-Organisation mit im Boot sitzt.



Leider finden auch in der Provinz immer anti-israelische Veranstaltungen statt, dieses Mal im bayerischen Schwabmünchen.

Berufe und Berufungen es doch gibt. Herr Artner-Schedler verfügt auch über ein eigenes Büro und Mitarbeiter.

Unter dem Titel „Ein verletztes Land“ steht ein Online-Reisetagebuch aus dem Jahre 2012 zur Verfügung. Welches Land er meint, weiß wohl nur er selbst. Eine überdimensionale „Stoffmauer“ in der Größe von 8 x 3,80 Meter, betitelt mit „Die Mauer in Palästina“ ist über sein Büro auszuleihen.

Im September 2015 geht es dann wieder einmal auf Reisen, weil es scheinbar kein anderes Land auf der Erde gibt, das Friedens-Reisende so sehr um den Schlaf bringen kann wie Israel.

Herrn Zimmermann und andere Teilnehmer der Reise nahm die Solidaritätsreise nach Israel und „Palästina“ so sehr mit, dass sie gleichzeitig Mahnbriefe, u.a. an den Papst persönlich und die Bundeskanzlerin Frau Dr. Angela Merkel, versandten. Dabei ging es – man ahnt es schon – um die angebliche „Apartheidpolitik“ des historisch legitimierten Staates Israel gegenüber dem niemals existierenden Staat „Palästina“.

Zeichnerisch und fotografisch stellt Herr Zimmermann seine Eindrücke vor, um sie aufzuarbeiten und publik zu machen. Die Reise habe ihn sehr bewegt, aber auch frustriert, so Herr Zimmermann. Erfahren habe er auch einiges über die „Apartheidpolitik“ und von einem „Zwei-Klassen-System“, unter dem viele „Palästinenser“ leiden, in Spannung leben und keine Zukunftsperspektiven sehen.

An einer Wand hängen fantasievoll angeordnet, verrostete Schlüssel, die unzählige „Palästinenser“ 1948 beim erzwungenen Verlassen ihrer Häuser mitgenommen hatten. Sie wurden teils vertrieben, teilweise von arabischen Regierungen zum Verlassen des Kriegsschauplatzes Israel aufgefordert, an den sie wieder zurückkehren sollten, wenn erst einmal alle Juden ermordet aus Israel vertrieben worden wären. Es kam bekanntlich anders: Die Juden wehrten sich gegen mehrere angreifende Staaten und siegten sogar. Völlig unerwähnt bleiben bei Rudolf Zimmermann natürlich die hunderttausenden Juden, die nach 1948

In anderen Worten: Israel bezuschusst die Wasserversorgung der PA mit 18,9 Millionen US-Dollar jährlich. Im Sommer 2013 erhöhte Israel die Wasserversorgung der PA um 11.000 Kubikmeter täglich (etwa 4 Millionen Kubikmeter jährlich). Im Gazastreifen bewilligte Israel zuletzt die Lieferung zusätzlicher 5 Millionen Kubikmeter Wasser, was einer Verdoppelung der Wassermenge entspricht, die Israel in den Gazastreifen transferiert.

Rudolf Zimmermann zeigt Fotos von Militärpräsenz, gigantischen Betonmauern, aber auch von buntem Leben. Er unterschlägt, aus welchem Grunde überhaupt Betonmauern existieren und in welcher Länge. Wer Fotos von israelischer Militärpräsenz zeigt, ist aufgefordert auch Fotos von blutrünstigen Attentaten „palästinensischer“ Terroristen zu zeigen, darunter in der letzten Zeit solche zahlreicher Jugendlicher und sogar Kinder, die in brutaler Weise von „palästinensischer“ Seite missbraucht und geopfert werden, mit dem Ziel israelische Bürger zu ermorden.

Zimmermann will den Dialog mit dem Publikum, deshalb können Eindrücke und Meinungen auf bereitliegenden Zetteln dokumentiert und an die Wand im Eingangsbereich aufgehängt werden. Die Zettelei erinnert sehr an die Installation „Klagemauer“ in der Kölner Innenstadt vor den Toren des Domes. Auch dort können angeblich Zettel angebracht werden.

Vorsitzende des Künstlervereins in Schwabmünchen ist Frau Thiel-Küchle, die ihre Frage „Wo ist eigentlich Palästina?“ während einer Ansprache auch gleich selbst beantwortet. „Vor 1948 bezeichnete man das heutige israelische Staatsgebiet als Palästina. Mit der Gründung des Staates Israel existierte Palästina nicht mehr, Hunderttausende von Palästinensern wurden vertrieben, emigrierten oder

Manon
restaurant - bar - grill

HAUSVOGTEIPLATZ 10
10117 BERLIN
ÖFFNUNGSZEITEN:
MO-FR AB 12 UHR, SA/SO AB 18 UHR
RESERVIERUNGEN UNTER:
030-20 67 93 01

Jürgen Todenhöfer schreit!

Von einem Besserwisser, der es einem leicht macht, ihn zu widerlegen

Von Gerd Buurmann

Auf seiner Facebook-Seite fleht Jürgen Todenhöfer: „Bitte gehlt mit, diese 10 Ungerechtigkeiten jeden Tag in die Welt hinauszuschreien!“

Da helfe ich doch gerne. Ich werde jedoch ein paar Kommentare dazu flüstern. Meine Oma sagte nämlich immer: „Wer schreit, hat Unrecht!“

Dann brüll mal los, Jürgen!

„1. Die westliche Welt trauert um die 2 Terroropfer Kopenhagens. Ich auch. Aber wer trauert bei uns um die 3 ermordeten jungen Muslime im amerikanischen Chapel Hill? Oder die 5 im Januar in den Trümmern von Gaza erfrorenen Babies? Oder die fast täglichen zivilen Drohnenopfer? Ist muslimisches Blut soviel billiger?“

Und wer trauert um die vielen unbekanntesten Menschen, die täglich im Alltag der Scharia hingerichtet werden, weil sie homosexuell sind oder sich vom Islam losgesagt haben? Es ist unmöglich, um alle Menschen zu trauern. Jeder trauert, so viel er kann!

Trauern ist eine sehr persönliche Sache. Ich traure mehr um Menschen, die mir verbunden sind. Das ist menschlich und natürlich. Ich habe einige Zeit in den USA und auch in New York gelebt, deshalb haben mich die Anschläge vom 11. September 2001 besonders berührt. New York ist die multikulturellste, weltoffenste Stadt der Welt. Fast jeder Mensch hat eine persönliche Beziehung zu New York. Darum war damals die Anteilnahme so groß.

Ich bin Künstler. Wenn Künstler aufgrund ihrer Kunst ermordet werden, berührt mich das besonders, mögen es nun Karikaturisten, Schriftsteller oder Regisseure sein. Es ist pervers, einem Menschen in Trauer vorzuwerfen, nicht auch um andere Menschen zu trauern. Es ist so, wie einer Tochter, die gerade ihre Mutter verloren hat, vorzuhalten, sie solle nicht die anderen Töchter vergessen, es seien schließlich auch viele andere Mütter am gleichen Tag gestorben!

„2. Wenn Pegida nicht die ‚Befreiung‘ Europas vom Islam, sondern vom Judentum fordern würde, wären diese Rassisten längst verboten. Zu Recht! Jeder Rassismus ist erbärmlich! Der gegen Juden, aber auch der gegen Muslime. Zur Zeit überwiegt der Rassismus gegen Muslime. Pro Jahr werden in Deutschland über 30 Moscheen angegriffen.“

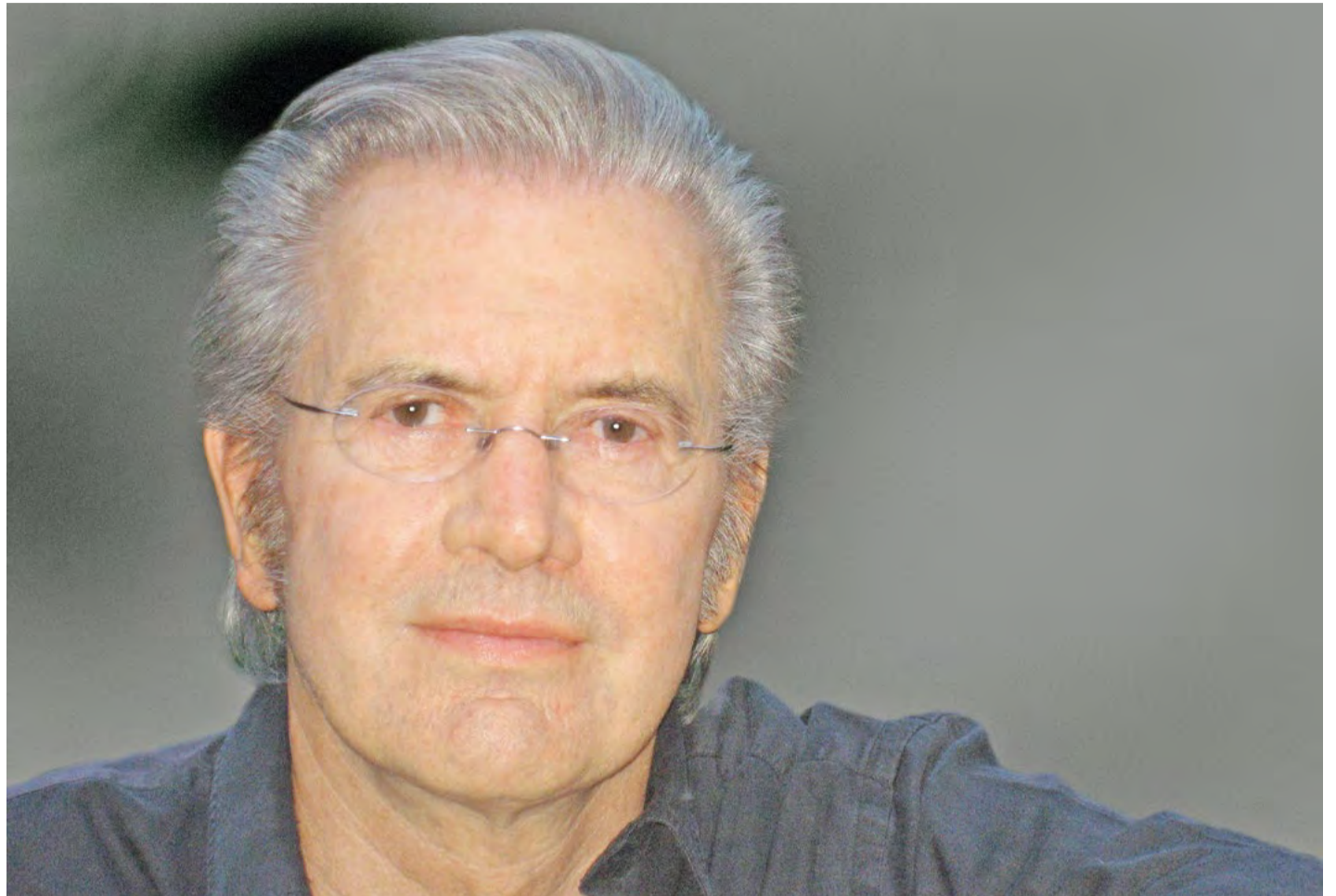
Sag mal Jürgen, liest Du auch noch Zeitungen oder nur noch Deine eigene Facebook-Seite? Wenn PEGIDA nicht die „Befreiung“ Europas vom Islam, sondern vom Judentum fordern würde, wären diese Rassisten längst verboten? Wo warst Du eigentlich im Sommer 2014?

Im Sommer 2014 fanden eine Menge Demonstrationen in Deutschland statt. Es wurde zur Vergasung der „feigen jüdischen Schweine“ aufgerufen und nach Adolf Hitler gerufen. Judenhasser marschierten in Frankfurt, Berlin, Hamburg, Gelsenkirchen und vielen Städten mehr. Man kann sie „PIGJUD“ nennen: Patriotische Islamisten gegen Juden in Deutschland.

In Essen kam unter Fahnen und Plakaten ein Mob zusammen, der auf dem Willy-Brandt-Platz „Scheiß Juden!“ und „Scheiß Jude, brenn!“ skandierte. Es wurden Hakenkreuze im Davidstern gezeigt.

Auf einem anderen Plakat stand: „Früher angeblich Opfer“. Die Betonung liegt auf „angeblich“! Es wurde der Holocaust geleugnet!

Einige brüllten sogar den Namen „Adolf Hitler“. Die Polizei in Essen stufte diese



Jürgen Todenhöfer

Demonstration später als „friedlich“ ein.

Es war Sommer in Deutschland und PIGJUD marschierte. Gegen PIGJUD gingen aber nicht Tausende auf die Straßen wie gegen PEGIDA, sondern nur ein paar Hundert. In Hagen und Frankfurt verlieh die Polizei sogar Megaphone und

die Politik im Iran gefalle ihm nicht. Anhaltspunkte für eine muslimfeindliche Tat wird das Amtsgericht in Wuppertal jedenfalls nicht feststellen können!

„3. Seit 1990 wurden in Deutschland 29 Muslime von Rechtsradikalen ermordet. NSU, Mölln, Solingen usw. Aber kein

schieden nur, in welcher Art und Weise sie sich zu dem Krieg verhalten wollten, ob nun aktiv oder passiv.

Terrorismus ist der Krieg der Armen? Warum kommen dann so erschreckend viele Terroristen aus relativ guten Verhältnissen? Mein Arabisch ist etwas eingerostet, aber ich bin mir sicher, „Allahu akbar“ heißt nicht: „Nieder mit der Armut!“

Die Terroristen brüllen: „Allah ist groß!“ Jürgen, tu nicht so, als sei es nicht eindeutig, welche Motivation hinter den Taten steht. Es ist nicht der Kampf gegen Jugendarbeitslosigkeit.

„5. Bombenwerfen ist unbeschreiblich dumm. Es ist, wie wenn man zur Bekämpfung der Wespenplage mit Knüppeln auf Wespenester einprügeln würde. Ideologien kann man nicht erschlagen oder erschießen, man muss sie widerlegen. Man muss ihnen den Nährboden entziehen. Den ewigen Bombardierungsfans aber sage ich: Es gibt keine Bombe oder Rakete, die nur die Schuldigen trifft.“

Jürgen, ich verstehe das Bild nicht. Wespenester bekämpft man aber auch nicht damit, das man sich davor stellt und pausenlos auf das Nest einplappert. Ich lass mich aber gerne eines Besseren belehren. Versuch es doch mal. Filme Dich dabei, wie Du vor einem Wespenest stehst und versuchst, die Wespen zu widerlegen. Lass mir das Video zukommen. Das wird sicher ein Spaß.

Wenn Wespenester gefährlich werden, gibt es nur zwei Alternativen. Da Wespen wildlebende Tiere sind, stehen sie unter besonderem Schutz laut §39 Bundesnaturschutzgesetz. Gefährliche Nester müssen daher umgesiedelt werden. Nur wenn das zu gefährlich ist, kommt eine Vernichtung des Wespenest mit Insektizid in Frage.

Deportieren oder Vergasen. Das sind Deine Alternativen, Jürgen? Du solltest besser auf Deine Metaphern aufpassen!

„6. IS und Boko Haram schaden dem Islam mehr als alle Islamfeinde der Welt zusammen. Terrorismus hat mit Islam

„Einige brüllten sogar den Namen „Adolf Hitler“. Die Polizei in Essen stufte diese Demonstration später als „friedlich“ ein.“

ein Polizeiauto, damit Muslime ihren Hass über die Straße brüllen konnten, mit der Begründung, es wirke deeskalierend, wenn man ihnen die Möglichkeit der Abreaktion gäbe.

Im Februar 2015 verurteilte das Amtsgericht in Wuppertal nach einem Brandanschlag auf die dortige Synagoge zwei Palästinenser zu einer Bewährungsstrafe von einem Jahr und drei Monaten Haft auf Bewährung. Ein weiterer 18-Jähriger Täter wurde nach Jugendstrafrecht zu einer Bewährungsstrafe ohne konkretes Strafmaß verurteilt. Alle drei müssen zudem 200 Stunden gemeinnützige Arbeit leisten. Das niedrige Strafmaß begründet das Gericht mit der Feststellung, dass es keine Anhaltspunkte für eine antisemitische Tat gäbe.

Die Palästinenser hatten gestanden, im Sommer 2014 Brandsätze auf die Synagoge geschleudert zu haben, erklärten aber, dass sie damit die Aufmerksamkeit auf den Gaza-Konflikt lenken wollten.

So ist das Jürgen, wenn ein Anschlag auf eine jüdische Einrichtung in Deutschland verübt wird, weil jemandem die Politik Israels nicht gefällt, dann kann das Amtsgericht in Wuppertal keinen Antisemitismus feststellen! Wenn das PEGIDA erfährt, haben die Moscheen in Deutschland aber ein ganz großes Problem. Von nun an kann jeder Hooligan Brandanschläge auf Moscheen mit der Begründung verüben,

einzigster Deutscher wurde in Deutschland von muslimischen Terroristen getötet. Keiner! Wir müssen diese Terrorhysterie und doppelte Moral stoppen.“

Für mich ist ein muslimischer Terrorist jeder, der im Namen des Islams mordet. Jeder sogenannte „Ehrenmörder“ ist somit ein Terrorist! Seit 1990 wurden keine Frauen und Männer ermordet, nur weil den muslimischen Familien ihre Lebensstile nicht gefielen? Oder willst Du etwa sagen, die Frauen, die im Namen der islamistischen „Ehre“ auf deutschem Boden ermordet wurden, seien alle keine Deutschen gewesen? Sind muslimische Frauen etwa keine Deutsche?

„4. Unsere Irrsinnskriege in Afghanistan, Irak, Libyen mit hunderten Toten Zivilisten haben den Terrorismus herangezüchtet. Er ist die (falsche) Antwort auf unsere Aggressivität. Terrorismus ist der Krieg der Armen, Krieg der Terroristen der Reichen. Krieg führt zu Terrorismus, Terrorismus zu Krieg. An diesem mörderischen Kreislauf verdienen einige ‚bombastisch‘. Amerikanische, aber auch deutsche Rüstungsfirmen.“

Was meinst Du denn mit „unsere Kriege“, Jürgen? Willst Du etwa sagen, bevor die westlichen Nationen auftauchten, herrschte in Afghanistan, Irak und Libyen Frieden? Nein! Der Krieg wütete dort bereits. Die westlichen Nationen ent-

so wenig zu tun, wie Vergewaltigung mit Liebe. Oder Pol Pot mit Karl Marx. Dasselbe gilt für den angeblich christlichen Terroristen Joseph Kony, der in Afrika mit Kindersoldaten und Massenmorden einen Gottesstaat auf der Basis der zehn Gebote errichten möchte. Morden im Namen christlicher Nächstenliebe? Absurd! Auch Kony benutzt die Religion nur als Maske. Wie alle Terroristen.“

IS und Boko Haram schaden dem Islam mehr als alle Islamfeinde der Welt zusammen? Warum demonstrieren dann weltweit tausendmal mehr Muslime gegen Karikaturen als gegen den IS und Boko Haram?

Mekka, einer der heiligsten Orte des Islams, darf nur von Muslimen betreten werden. In Mekka, wie in ganz Saudi-Arabien, wird die Abkehr vom Islam mit dem Tod bestraft. Homosexualität und Blasphemie wird ebenfalls mit dem Tod bestraft. Wer Ehebruch begeht wird gesteinigt. Wer Sex vor der Ehe hat, wird ausgepeitscht. Dieben wird die Hand abgehackt, Räubern Hand und Fuß. All diese Strafen gehören zum Repertoire des „Islamischen Staates“. Das katholische Pedant zu Mekka ist der Vatikan!

Also verarsch mich nicht Jürgen, sogar Du musst den Unterschied sehen!

„7. Alle Politiker, die für Kriege stimmen, müssten vier Wochen an die Front. Und die Hintermänner des Terrors, die heimlich den Terrorismus finanzieren, müssten selber mitkämpfen. Doch sie lassen immer nur andere sich in die Luft sprengen. Es gäbe keine Kriege und keinen Terrorismus mehr. Krieg und Terrorismus sind nur für die cool, die nicht darunter leiden müssen.“

Krieg und Terrorismus sind nur für die cool, die nicht darunter leiden müssen? Ich zitiere mal ein Prinzip von El Kaida: „Ihr liebt das Leben, und wir lieben den Tod!“

Ich glaube, die finden den Terror ganz knorke. Anders kann ich es mir nicht erklären, dass so ziemlich alle Gelder, die in den letzten Jahren nach Gaza geflossen sind, in Krieg und Terror investiert wurden. Wenn statt der zigtausend Raketen, die auf Israel abgefeuert wurden, das Geld in den wirtschaftlichen Aufbau geflossen wäre, würde Gaza heute nicht mit Israel Krieg führen, sondern Handel treiben.

„8. Beide Seiten halten sich trotzdem für Helden. Doch die Tötung Unschuldiger ist ein feiges Verbrechen. Egal ob dahinter Bin Laden, Bagdadi, Bush oder Obama stehen. Erst wenn sich Politiker und Terroristen eines Tages ihrer Kriege und Anschläge schämen müssen, statt als Helden und Märtyrer zu gelten, haben wir unser Ziel erreicht: Eine Welt ohne Krieg und Terror.“

Wer ist eigentlich dieses „wir“, von dem Du da immer redest, Jürgen? Sprichst Du in Vertretung einer Gruppe? Welche ist das? Hat sie Dich gewählt? Kann man Dich wählen? Und überhaupt, wird es nicht auch mal langsam Zeit, dass sich Klugscheißer schämen müssen?

„9. Für mich gibt es keinen Unterschied zwischen völkerrechtswidrigen Angriffskriegern und Terroristen. Fragt die Mütter der unschuldig Getöteten! In Kopenhagen, Paris! Aber bitte auch in Afghanistan, Pakistan, Irak, Somalia, Jemen und Gaza!“

Du siehst keinen Unterschied? Echt jetzt? Wie wäre es damit: Nationen, die Armeen haben, sind in den Vereinten Nationen vertreten, Terroristen nicht! Oder damit: Nationen haben die Genfer Konventionen unterzeichnet, Terroristen nicht. Brauchst Du noch ein paar Unterschiede, Einstein?

„10. Gaza zeigt, dass die meisten Politiker nichts dazu gelernt haben. Erst 1,8 Millionen Menschen in ein Freiheitsgefängnis sperren, dann in Grund und Boden bomben, dann die hilflosen, eingeschlossenen Menschen körperlich und seelisch zerbrechen lassen. Das ist nicht nur Netanjahus, sondern auch unsere Schande. Weil wir tatenlos zuschauen. Tötung durch Unterlassung nennt das Strafrecht das. Feiglinge!“

Die Situation in Gaza ist zunächst einmal nur die Schande der Hamas und aller Menschen, die die Hamas wählen, unterstützen oder verharmlosen. Die Hamas herrscht nämlich über ein „judenreines“ Gebiet. Als im Jahr 2005 der Gazastreifen der palästinensischen Verwaltung übergeben wurde, wurden alle Juden innerhalb weniger Tage aus dem Gazastreifen vertrieben. Am Morgen des 12. September verließen die letzten Juden das Gebiet über den Grenzübergang Kissufim. Der Abzug wurde von Arabern teils frenetisch mit Freudenschüssen und Autokorsos gefeiert. Die verlassenen Synagogen wurden in Brand gesteckt. Es kam zu einer wahren „Gazakristallnacht“. Die Hamas hat für Gaza verwirklicht, was Hitler für Deutschland vorhatte: ein Land ohne Juden.

Die Gründungscharta der Hamas erklärt in Artikel 7 in Bezugnahme auf den Propheten Mohammed, der Friede könne erst kommen, wenn alle Juden weltweit vernichtet seien. Ein Minister der Hamas erklärte im Fernsehen:

„Juden sind fremdartige Bakterien, sie sind Mikroben ohne Beispiel auf dieser Welt. Möge Gott das schmutzige Volk der Juden vernichten, denn sie haben keine Religion und kein Gewissen! Ich verurteile jeden, der glaubt, eine normale Beziehung mit Juden sei möglich, jeden, der sich mit Juden zusammensetzt, jeden, der glaubt, Juden sei-

Unabhängigkeitserklärung Israels greifen. Dort steht im Gegensatz zur Charta der Hamas nichts von Krieg sondern folgender Appell der Freundschaft:

„Wir bieten allen unseren Nachbarstaaten und ihren Völkern die Hand zum Frieden und guter Nachbarschaft und rufen zur Zusammenarbeit und gegenseitiger Hilfe

„Terrorismus ist der Krieg der Armen? Warum kommen dann so erschreckend viele Terroristen aus relativ guten Verhältnissen? Mein Arabisch ist etwas eingerostet, aber ich bin mir sicher, „Allahu akbar“ heißt nicht: „Nieder mit der Armut!“

en Menschen! Juden sind keine Menschen, sie sind kein Volk. Sie haben keine Religion, kein Gewissen, keine moralischen Werte!“

Im palästinensischen Fernsehen werden Kinder in „Kindersendungen“ zu Kanonenfutter erzogen, die Freude daran verspüren sollen, Juden zu töten und wenn es sein muss sogar im Krieg gegen Juden zu sterben.

Das ist der Grund, warum Gaza im Kriegszustand ist. Gaza könnte schon morgen im Frieden mit Israel sein, wenn die Menschen von Gaza nur auf die Worte der ehemaligen Premierministerin Golda Meir hören würden:

„Wir können den Araber vergeben, dass sie unsere Kinder töten. Wir können ihnen nicht vergeben, dass sie uns zwingen, ihre Kinder zu töten. Wir werden erst Frieden mit den Arabern haben, wenn sie ihre Kinder mehr lieben als sie uns hassen.“

Wenn die Menschen von Gaza ihre Hände von den Waffen lassen und zur Freundschaft reichen, wird die

mit dem selbständigen jüdischen Volk in seiner Heimat auf. Der Staat Israel ist bereit, seinen Beitrag bei gemeinsamen Bemühungen um den Fortschritt des gesamten Nahen Ostens zu leisten.“

Jürgen, Du weißt genau, dass von arabischer Seite bisher kein Angebot kam, das auch nur ansatzweise so friedensbewegt war.

„Liebe Freunde, diese 10 Ungerechtigkeiten gehen mir nicht aus dem Kopf. Die doppelte Moral des Westens verschlägt mir die Sprache. Weil sie den mörderischen Kreislauf von Krieg und Terrorismus erst ermöglicht. Solange ich noch eine Stimme habe, werde ich Kriegstreibern und Terroristen entgegen schreien: ‚Frieden, um Himmels Willen Frieden!‘ Bitte schreit mit! Vor Mord und Dummheit dürfen wir nicht kapitulieren. Euer JT“

Ach Jürgen, gegen Dummheit hilft kein Schreien. Kluge Leute wissen das. Dumme nicht!

Dein GB

GREGORY'S

JOAILLIER



Unser Service für Sie

Gregory's Joaillier am Kurfürstendamm zeichnet sich nicht nur durch innovatives Design unter der Verwendung edelster Schmucksteine aus. Eine Besonderheit ist die haus-interne Werkstatt mit Goldschmied und Steinfasser, die vor Ort individuell auf Kundenwünsche eingehen können. Exklusive Sonderanfertigungen oder das sensible Umarbeiten von altem Schmuck wird hier professionell und mit größter Sorgfalt erledigt. Sowohl Fasser als auch Goldschmied können jahrelange Erfahrung und Expertise vorweisen und arbeiten auf höchstem Niveau.

<p style="margin: 0; color: #0070C0;">Umarbeiten</p> <p style="margin: 0; font-size: x-small;">Geliebter alter Schmuck hat oft einen starken emotionalen Wert, entspricht manchmal aber nicht mehr dem eigenen Geschmack. Gregory's Joaillier hilft Ihnen ein neues Lieblingsstück daraus zu machen, ohne dass es den ursprünglichen Charakter verliert. Von kleinen Änderungen bis hin zur kompletten Neufassung von Steinen und Umnutzung des Trägermaterials erstrahlen die antike Kette oder ein alter Ring in neuem Glanz.</p>	<p style="margin: 0; color: #0070C0;">Unikate</p> <p style="margin: 0; font-size: x-small;">Entweder wählen Sie eines der bereits fertigen Unikate von Gregory's Joaillier oder aber Sie bringen einen eigenen Entwurf mit. Gemeinsam mit dem Inhaber Gregory Loeb wird die Auswahl der Materialien und Steine sowie die Umsetzung besprochen. Leidenschaftlich gerne designt Gregory's Joaillier</p>	<p style="margin: 0; color: #0070C0;">Reparaturen und Reinigung</p> <p style="margin: 0; font-size: x-small;">Ein Standard-Service für unsere Kunden: kleine Reparaturen und regelmäßige Reinigung Ihres vielgetragenen Schmucks gehören zum Standard-Repertoire. Selbstverständlich sind wir durch unsere hauseigene Werkstatt in der glücklichen Lage Ihre Schmuckstücke selbst zu reparieren. Gerne stehen wir Ihnen beratend zur Verfügung und machen Ihnen einen unverbindlichen Kostenvorschlag.</p>
---	---	--

Kurfürstendamm 50A 10707 Berlin

Tel. 030 88917555
contact@gregorysjoaillier.com
www.gregorysjoaillier.com

Dunja Hayali und andere ignorante Journalisten

Die falschen Karten vom „Palästinensischen Landverlust“ kursieren wieder

Von Attila Teri

Für viel Aufsehen sorgte Dunja Hayali mit ihrer Dankesrede, nachdem sie die „Goldene Kamera“ für ihre politische Berichterstattung erhalten hatte. Ich muss zugeben, ihre Worte haben auch mich tief berührt. Ihren Ausführungen kann ich nur bedingungslos beipflichten. Denn das, was inzwischen in Deutschland unter freier Meinungsäußerung verstanden wird, ähnelt oft eher einer Jagd auf alle, die nicht die Meinung der jeweiligen Betrachter teilen. Es ist kaum noch möglich eine vernünftige Diskussion, geschweige denn ein Streitgespräch zu führen. Andere mit Dreck zu bewerfen scheint der neue deutsche Volkssport zu sein. Ich finde es richtig und wichtig, dass sie ihre Stimme erhebt und deutlich artikuliert, was uns, die sich nicht von der Pogromstimmung verleiten lassen, bewegt!

Und genau aus diesem Grunde traf es mich umso härter, als nach ihrer fulminanten Rede ein Facebook-Posting von Frau Hayali vom Sommer 2014, aus der Zeit während des letzten Gaza-Krieges, wieder die Runde machte. Frau Hayali hatte die altbekannte, oft und gern von Antisrael-Aktivistinnen benutzte und gefälschte Landkarte über den „Landverlust der Palästinenser“ geteilt. Auf die Karte möchte ich hier nicht weiter eingehen – wer die Fakten dazu wissen möchte, muss lediglich den Artikel „Ein Poker mit falschen Karten“ aus der Mai-Ausgabe 2015 der JÜDISCHEN RUNDSCHAU lesen. Genauso wenig möchte ich auf Dunja Hayali eindreschen. Sie hat in den letzten Wochen schon genug abbekommen.

Auch viele angebliche „Israel-Freunde“ haben sie mit Hasskommentaren überzogen, die bei mir eher den Eindruck erwecken, es sind mehr oder minder lupenreine Rassisten, für die wir Juden als eine Art Alibi dienen. „Wir stehen hinter Israel, also können wir gar keine Rassisten sein!“ Nett – nur etwas unglaubwürdig. Zweifelsohne hat Dunja Hayali einen Bock geschossen, aber zumindest ich bin davon überzeugt, dass sie keine Antisemitin ist. Sie hat sich entschuldigt und beteuert, dass sie gerne in Israel Urlaub mache.

Doch ob Frau Hayali Antisemitin ist oder nicht, ist gar nicht der Kern der Debatte. Mich beschäftigt viel mehr die Frage, warum eine gestandene Kollegin und öffentliche Person „Copy-Paste-Journalismus“ betreibt, indem sie eine falsche Landkarte veröffentlicht, und sei es wider besseres Wissen. Wer als seriöse Journalistin wahrgenommen werden möchte, sollte dementsprechend agieren und sich nicht wundern, wenn ihr die eigenen falschen Behauptungen um die Ohren fliegen.

Das gilt jedoch auch für den Rest unserer Zunft. Unbelehrbaren Exemplaren wie unserem alten „Freund“ Jakob Augstein (er will nicht einmal nach Israel reisen, um sich ein eigenes Bild zu machen von dem Land, über das er so gerne schreibt) scheinen Angriffe gegen ihn egal zu sein. Kollegen wie Augstein kann niemand „bekehren“, nur ignorieren so weit es eben möglich ist. Auch so richtet er mehr als genug Schaden an. Allerdings ist Augstein kein Einzelfall.

Geht es um den so beliebten „Nahostkonflikt“, gehört es schon lange zum „guten Ton“ deutscher, aber auch internationaler Medien, Fakten zu verdrehen, „palästinensische“ Propaganda zu übernehmen und für alles Israel die Schuld zu



Dunja Hayali ist Gewinnerin der „Goldenen Kamera“.

geben. An der Wahrheit sind die wenigsten dieser Pressevertreter interessiert. Und nicht nur das. Es wird ganz einfach

Damit ich „ausgewogen“ bin, nun noch ein Beispiel aus dem Ausland. Eine gute Freundin diente bei der Pressestelle der

„ Wie? Es gibt arabische Dörfer in Israel? “

Stimmung gegen Israel betrieben – ob bewusst oder unbewusst. Eine kleine Auswahl gefällig? Bitteschön:

„Palästinenser bei Attacken erschossen“ – lautet die Schlagzeile der „taz“ vom 17. Februar. Darunter steht dann klein: „Mit Messern, Steinen und Gewehren wurden israelische Soldaten und Polizisten angegriffen. Seit Oktober sind bereits fast 200 Menschen bei Gewalttaten gestorben.“ Am 5. Oktober 2015 schreibt Spiegel Online: „Israel fliegt Angriffe auf Gazastreifen. Die Spannungen zwischen Israelis und Palästinensern nehmen wieder zu. Die israelische Luftwaffe attackierte vergangene Nacht den Gazastreifen – nachdem zuvor von dort eine Rakete abgeschossen worden war.“ Claus Kleber moderiert am 9. Februar im „heute journal“ einen Bericht über den erneuten Tunnelbau der Hamas-Terroristen so an: „Das letzte, was die Welt gebrauchen kann, ist ein neuer Krieg im Heiligen Land, im Pulverfass Nahost. Doch stehen die Zeichen leider nicht gut, auch wenn es im Schatten des Syrienkonflikts weniger Aufmerksamkeit bekommt. Nichts und niemand weist zur Zeit einen Ausweg im Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern im Westjordanland und vor allem im Gazastreifen. Dort gären Hoffnungslosigkeit, Frustration und Aggression – die explosive Mischung, aus der Kriege entstehen. In Israel, im Grenzgebiet zum Gazastreifen, liegt diese Gefahr nicht nur in der Luft. Man kann sie hören und spüren.“ Immerhin ging es dann in dem Film zumindest um die neue Gefahr, die von diesen Terrortunneln ausgeht. Selten genug.

israelischen Armee. Nach einem Vorfall erkundigte sich die CNN-Korrespondentin nach den Fakten. Sie gab ihr alle Informationen. Eine Stunde später berichtete die „ehrenwerte“ Kollegin genau das Gegenteil auf CNN.

Und genau hier liegt für mich der Hund begraben. Journalisten wie auch „Normalsterbliche“ verinnerlichen und übernehmen allzu leicht Falschmeldungen, und haben oft keine Ahnung von der Realität vor Ort. Oft ist es vermutlich nicht einmal böse gemeint, aber dennoch gemeingefährlich. Immer wieder erwecken solche Schlagzeilen oder Kommentare den Eindruck, Israel sei der Aggressor und selbst schuld, wenn sich die „armen“ „Palästinenser“ wehren, sie hätten ja sonst nichts zu verlieren. Häufig wird uns Juden Paranoia vorgeworfen. Aber ist das denn so verwunderlich, allein schon aufgrund dieser einseitigen Berichterstattung? Es ist langsam sehr schwer dahinter keine Methode zu vermuten. Oder sind es einfach nur uralte menschliche Reflexe, wonach sich selbsternannte Humanisten aufgrund der Tatsache, dass Israel sich immer wieder erfolgreich wehrt und in der Regel erheblich weniger Juden als Araber ums Leben kommen, mit den vermeintlich Schwächeren solidarisch fühlen? Würden sie mehr Mitgefühl entwickeln, wenn in ihren Augen auch genügend Juden sterben?

Aber es könnte ebenso schlicht und einfach „nur“ latenter Antisemitismus zu dieser scheinheiligen Haltung führen, ohne, dass die von diesem „Virus“ Befallenen es überhaupt wissen. Ich habe keine

passende Antwort darauf. Die grenzenlose Ahnungslosigkeit treibt auf jeden Fall des Öfteren seltsame „Blüten“.

Dazu fällt mir eine alte Geschichte ein: Ich drehte 2002 einige Reportagen in Israel. Die „Zweite Intifada“ war in vollem Gange. Dabei berichtete ich auch über einen Anschlag im Kibbuz Metzger, bei dem ein „palästinensischer“ Terrorist fünf Menschen, unter ihnen eine Mutter und ihre zwei kleinen Söhne, ermordet hat. Am Kibbuz angrenzend liegt das israelisch-arabische Dorf Meisar. Um ihre Anteilnahme auszudrücken, kam die gesamte Dorfbewölkerung zur anschließenden Beerdigung der Opfer.

Nach meiner Rückkehr in die Münchener Redaktion fragten mich einige meiner Kollegen und auch der damalige Moderator der Sendung „taff“ verduzt: „Wie? Es gibt arabische Dörfer in Israel?“ Kein Witz! Als ich ihnen erklärte, dass in Israel über 1,7 Millionen Araber mit allen Rechten und Pflichten eines Staatsbürgers leben, fielen sie fast aus dem Stuhl. Sie konnten schlagartig nur deswegen so viel dazu lernen, weil sie vorher so wenig über dieses journalistisch so ausgiebig beachtete Land wussten!

Genau solche Aha-Effekte, solches Augen-Öffnen täte meinen Kollegen in ganz Deutschland gut. Sie müssen endlich bereit sein dazuzulernen statt Un- oder Halbwahrheiten zu verbreiten, die sie selbst oft gar nicht böswillig verbreiten. Wie hieß es so schön im alten römischen Recht: „Ignorantia legis non excusat!“ – „Unwissenheit schützt vor Strafe nicht!“ Aber warum wird in dem Fall dann immer nur das Opfer der Unwissenheit, nämlich Israel, bestraft?

Journalisten – also Menschen, die anderen Menschen die Welt erklären wollen – legen heutzutage einen erschreckenden Mangel an Bildung an den Tag. Ein Journalist der österreichischen Zeitung „Die Presse“ will am 9. Februar den Fall Hayali erklären und offenbart dabei seine eigene Unwissenheit: „Im Juli 2014 postete sie eine Grafik, die zeigt, wie sich die Gebietsgrenzen von Palästina und Israel zwischen 1946 und 2000 verschoben haben.“ Nein, das zeigen die falschen Karten eben nicht!

1946 beispielsweise hatten weder Araber noch Juden auch nur über einen Flecken Land in heutiger Israel zu bestimmen – es war alles unter britischer Herrschaft. 1947 hatte sich gegenüber 1946 überhaupt nichts geändert – es war immer noch alles britisch. Es gab lediglich auf dem Papier einen nie in die Tat umgesetzten Teilungsplan, der den Arabern viel mehr Land gegeben hätte als sie heute besitzen. Die Araber haben diesen Plan abgelehnt.

Hayali selbst schrieb über die Karte „Im Jahr 2014 wurde die Karte oft geteilt. Für die einen ist sie wahr, für andere nicht.“ Nein, diese Karten sind sachlich falsch und für niemanden wahr! Schließlich ließ Hayali darüber abstimmen, ob sie die anti-israelische Propaganda-Karte auf Facebook stehen lassen solle oder nicht. Nun hat sie die Karten gelöscht.

„Wenn Sie sich rassistisch äußern, dann sind Sie verdammt noch mal ein Rassist. Fertig. Und das müssen Sie auch ertragen können. Seien Sie offen! Bleiben Sie fair! Differenzieren Sie! Wahrheit braucht einfach Zeit.“ – sagte unter anderem Dunja Hayali bei ihrer vielumjubelten Rede. Das gilt auch für sie selbst.

Bayreuth, CodePink und humanitärer Antisemitismus

In Bayreuth will die Oberbürgermeisterin eine Auszeichnung stoppen

Von Alex Feuerherdt

Einmal im Jahr fällt Bayreuth ein überregionales, ja, sogar europaweites Interesse zu – dann nämlich, wenn dort im Sommer die Richard-Wagner-Festspiele stattfinden und sich allerlei eitle Prominenz ein Stelldichein gibt.

Dass die oberfränkische Provinzstadt, in der es sonst eher betulich zugeht, auch in den vergangenen Tagen über ihre Grenzen hinaus für Gesprächsstoff gesorgt hat, hängt mit der Entscheidung des Stadtrates zusammen, der amerikanischen Organisation „Code Pink“ am 15. April den von der Stadt Bayreuth gestifteten „Wilhelmine-von-Bayreuth-Preis für Toleranz und Humanität in kultureller Vielfalt“ zu verleihen. Dieser Preis geht, so steht es auf der Website der Stadt, seit 2008 jedes Jahr an „Akteurinnen und Akteure eines offenen interkulturellen Dialogs, international engagierte Kulturschaffende, die sich für die Verbindung unterschiedlicher Kunst- und Kulturformen einsetzen, Personen oder Gruppen, die sich auf internationaler Ebene für Humanität und Toleranz engagieren, und visionäre Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die über die Grenzen ihrer Disziplin hinaus an Zukunftsfragen arbeiten“. Dotiert ist er mit 10.000 Euro.

„Code Pink“ engagiere sich, so die Begründung für die Auswahl des diesjährigen Preisträgers, als basisdemokratische Bewegung unter anderem für die Beendigung von militärischen Konflikten und für die Verhinderung neuer Kriege. Das klingt edel, hilfreich und gut – bis man die Aktivitäten der Organisation genauer unter die Lupe nimmt. Genau das hat Benjamin Weinthal getan, der Europakorrespondent der israelischen Tageszeitung „Jerusalem Post“. Er fand unter anderem heraus, dass eine der Führungsfiguren von „Code Pink“ im September 2014 in Teheran an einer Konferenz von Holocaustleugnern und Verschwörungstheoretikern teilgenommen hatte, dass die Gruppe die antiisraelische Boykottbewegung unterstützt und dass sie den israelischen Premierminister Benjamin Netanjahu als Wiedergänger von Adolf Hitler betrachtet. Außerdem hält sie Israel für einen Apartheidstaat und scheut sich nicht, mit der Hamas zu kooperieren.

Als all dies bekannt wurde, gab es Kritik an der Entscheidung, „Code Pink“ mit einem Preis für Toleranz und Humanität auszuzeichnen. Das Simon Wiesenthal Center beispielsweise forderte die Stadt Bayreuth auf, „niemanden zu ehren, der sich mit Holocaustleugnern, die bekanntlich nach der Zerstörung des demokratischen jüdischen Staates streben, gemein macht“. Die Anti-Defamation League in New York schloss sich an: „Gerade wenn man die Geschichte von Bayreuth und die Verbindungen der Stadt zum Antisemitismus von Richard Wagner bedenkt, ist es besonders wichtig für sie, dass sie die Auszeichnung von ‚Code Pink‘ zurücknimmt.“ Der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, sagte, er halte die Ehrung für „sehr bedauerlich und nicht nachvollziehbar“. Und der Vorstand der Deutsch-Israelischen Parlamentariergruppe schrieb in einem Brief an die Stadt: „Wir haben keine Zweifel an der israelfeindlichen Grundhaltung von



Oberbürgermeisterin Brigitte Merk-Erbe (links) ist gegen die Auszeichnung von „Code Pink“.

‚Code Pink‘ und halten sie daher nicht für geeignet, einen Preis für Toleranz oder gar Humanität zu erhalten.“

Die Bayreuther Oberbürgermeisterin Brigitte Merk-Erbe wollte daraufhin die Ehrung stoppen. „Aus Respekt vor den Opfern des Nationalsozialismus und im Wissen um die Geschichte halte ich es für richtig, die Preisverleihung nicht vorzunehmen“, sagte sie. Ihr Vorgänger im Amt, der jetzige CSU-Stadtrat Michael Hohl, war anderer Ansicht und kam zu dem erstaunlichen Schluss: „Ich habe in all den Zitaten und Informationen keinen Beleg dafür gefunden, dass ‚Code Pink‘ das Existenzrecht Israels bestreitet, den Holocaust leugnet oder antisemitisch ist.“ Die Grünen im Rat der Stadt stellten schließlich den Antrag, die Auszeichnung der amerikanischen NGO wie geplant Mitte April vorzunehmen. Dieser Antrag wurde mit 23 zu 18 Stimmen angenommen. Was das bedeutet, fasste der israelische Botschafter in Deutschland, Yakov Hadas-Handelsman, so zusammen: „Die Definition von Toleranz und Humanität in Bayreuth ist anscheinend: mit Holocaustleugnern in Iran zusammenzuarbeiten, Juden zu boykottieren und Israel das Existenzrecht abzuspochen.“

Tatsächlich ist es gerade die Dämonisierung und Delegitimierung des jüdischen Staates unter missbräuch-

licher Berufung auf die Menschenrechte, die als Teil einer gegen Israel gerichteten Kriminalisierungsstrategie immer stärker an Bedeutung und Popularität gewinnt. „Code Pink“ vertritt diese Strategie geradezu in Reinform und schreckt dabei nicht einmal vor der Kollaboration mit denjenigen zurück, die sich die Vernichtung Israels auf die Fahne geschrieben haben. Mit welcher unheilbar gutem Gewissen das

haben. Je schrecklicher die Sünde, desto tiefer die Busse und Reue, je tiefer die Busse und Reue, desto strahlender am Ende die moralische Überlegenheit.“

Eine moralische Überlegenheit, die folgerichtig schnurstracks zur Verleihung von Preisen für stramm israelfeindliche Vereinigungen führt. Im Namen von Humanität und Toleranz, versteht sich. Richard Wagner wäre gewiss begeistert gewesen.

auch noch geschieht, machte Elsa Rassbach, eine deutsche Sprecherin von „Code Pink“, deutlich, als sie fand, Deutschland habe gerade wegen seiner Geschichte eine besondere Berechtigung, internationales Recht einzufordern und Menschenrechtsverletzungen anzuprangern – auch in Israel. Zu diesem Typus des „Gerade wir als Deutsche“-Deutschen hat der Publizist Wolfgang Pohrt schon vor über 30 Jahren gesagt, was zu sagen war:

„Mit den Verbrechen, die Deutschland an den Juden und an der Menschheit beging, hat es sich eigenem Selbstverständnis gemäß das Vorrecht, die Auszeichnung und die Ehre erworben, fortan besondere Verantwortung zu tragen. Der Massmord an den Juden verpflichtet, so meint man, Deutschland dazu, Israel mit Lob und Tadel moralisch beizustehen, damit das Opfer nicht rückfällig werde. Zwei angezettelte Weltkriege böten, so meint man weiter, die besten Startbedingungen, wenn es um den ersten Platz unter den Weltfriedensrichtern und Weltfriedensstiftern geht – frei nach der jesuitischen Devise, dass nur ein großer Sünder das Zeug zum großen Moralisten

Sie interessieren sich für die „Jüdische Rundschau“, möchten sie aber aus bestimmten Gründen nicht abonnieren. Deswegen haben Sie die Zeitung ab und zu im Zeitungskiosk gekauft. Aber Sie laufen nicht gerne zum Zeitungskiosk oder finden da die Zeitung nicht immer. Möglicherweise ist Ihre Beweglichkeit begrenzt oder Sie möchten es lieber bequem...

**DANN HABEN WIR EIN
TOLLES ANGEBOT FÜR SIE!**

Sie können auf unserer Website www.juedische-rundschau.de die aktuelle Ausgabe der „Jüdischen Rundschau“ bestellen und online bezahlen. Die Zeitung wird innerhalb von 24 Stunden nach Bestellung und Bezahlung an Sie verschickt und kommt direkt zu Ihnen per Post in einem neutralen Briefumschlag.

Die deutschsprachigen Medien in Israel

Kulturelle Brücken zwischen Europa und Nahost



von Björn Akstinat

Man könnte meinen, dass Juden im Nahen Osten nach 1945 nicht mehr viel mit der deutschen Sprache zu tun haben wollten und bis heute nicht wollen. Dem ist aber nicht so. Zahlreiche

israelische Juden mit deutschen bzw. mitteleuropäischen Wurzeln und deren Nachfahren – auch Jeckes genannt – interessieren sich stark für ihre ehemalige Heimat und die einstige Muttersprache. Oftmals sind es gerade diejenigen, die in der Nazizeit besonders zu leiden hatten.

Das Interesse äußert sich nicht zuletzt darin, dass einige von ihnen im Heiligen Land deutschsprachige Medien gegründet haben. Heute existieren in Israel mindestens zehn Publikationen auf Deutsch – darunter eine Monatszeitung und neun Zeitschriften, Mitteilungsblätter bzw. Jahrbücher. Außerdem werden mehrere Internetseiten sowie eine Fernsehsendung in der Muttersprache der Jeckes produziert. Berücksichtigt man noch die jiddischen Medien, so kommen beim Zusammenrechnen etwa fünf Zeitschriften und ein Radioprogramm von „Kol Israel“ hinzu.

Schon vor der offiziellen Gründung Israels entstanden die ersten Publi-

kationen. Die Nachfrage danach war groß. Anfang des 20. Jahrhunderts kamen tausende Juden aus Deutschland in den Nahen Osten und gründeten Siedlungen und Kibbuz wie Hazorea, Dalia und die Stadt Nahariya. Sie alle konnten häufig kein Hebräisch.

Tradition seit 1932

1932 wurde das „MB – Mitteilungsblatt“ der „Vereinigung der Israelis mitteleuropäischer Herkunft“ (Irgun Olei Merkaz Europa) in Tel Aviv aus der Taufe gehoben. Es erscheint bis heute ohne Unterbrechung. Die lange Erscheinungsdauer ist ein kleines Wunder. Natürlich hat es mit der Zeit einige Änderungen gegeben. So gibt es mittlerweile neben den deutschsprachigen Artikeln auch hebräischsprachige und der Titel lautet jetzt „MB – Yakinton“. Der Zusatz „Yakinton“ stellt ein Wortspiel aus „Jecke“ sowie der hebräischen Bezeichnung für „Zeitung“ (= „iton“) dar – gleichzeitig ist es auch der hebräische Name der Hyazinthe, einer typischen Blume aus dem östlichen Mittelmeerraum. Als Redaktionsleiter

fungiert momentan Michael Dak. Er erstellt sieben bis acht Ausgaben des Verbandsmagazins pro Jahr. Gelesen wird es von schätzungsweise 10.000 Menschen in Israel und im Ausland.

1936 gründete Siegfried Blumenthal, ein aus Berlin ausgewandertes jüdischer Buch- und Pressefachmann, in Tel Aviv die deutschsprachige Zeitung „Blumenthals Neueste Nachrichten“. Die Auflage des Tageblatts überstieg





in den 1950er Jahren die der meisten anderen Zeitungen Israels und zu den Kolumnisten gehörten so berühmte Schriftsteller wie Max Brod und Arnold Zweig. Später wurde die Zeitung in „Israel-Nachrichten“ umbenannt. Chefredakteurin war von 1975 bis zu

ihrem Tod im Jahre 2007 die bekannte Journalistin und Schriftstellerin Alice Schwarz-Gardos. Sie hatte in der Redaktion zuletzt nur zwei Mitarbeiter als Unterstützung. Für ihre fast übermenschliche Arbeit als Zeitungsmacherin und Buchautorin wurde sie mit dem deutschen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Sie war Mitbegründerin der „Internationalen Medienhilfe“ (IMH), des Netzwerks der deutschsprachigen Auslandsmedien, und galt lange als die älteste Chefredakteurin der Welt. In Wien am 31. August 1916 geboren und in Pressburg aufgewachsen, gelang sie nach abenteuerlicher Flucht 1939 mit ihren Eltern nach Palästina. Zweifellos war sie nach dem Krieg der „Motor“ des Tageblatts. Als sie verstarb, fehlte die entscheidende Kraft. 2010 wurde die Erscheinungsweise der „Israel-Nachrichten“ von täglich auf wöchentlich umgestellt und 2011 kam das endgültige Aus für die gedruckte Zeitung. Zwei Jahre später starteten ehemalige Leser aus Jerusalem als Nachfolgemedium im Internet das sehr umfangreiche und ständig aktualisierte Informationsportal www.israel-nachrichten.org.



MB - Yakinton
(zweitsprachige Zeitschrift für Israelis mitteleuropäischer Herkunft und deren Nachkommen)
Irgun Olei Merkias Europa, Yigal-Alon-Str. 157, 6744365 Tel Aviv, Ruf: 00972-3-5164461, Fax: 00972-3-5164435, info@irgun-jekkes.org, www.irgun-jekkes.org
Herausgeber: Irgun Olei Merkias Europa - Vereinigung der Israelis mitteleuropäischer Herkunft
Erscheinungsweise: sieben- bis achtmal im Jahr. Gründungsjahr: 1932 (anfangs unter dem Titel „Mitteilungsblatt“)

Die Stimme
(Zeitung für Juden aus der Bukowina und deren Nachkommen)
Weltverband der Bukowiner Juden, Arnon-Str. 12, Postfach 3653, 63455 Tel Aviv, Ruf/Fax: 00972-3-5226619, bacci1313@icloud.com, www.bukowina.org.il
Herausgeber: Weltverband der Bukowiner Juden
Erscheinungsweise: monatlich
Gründungsdatum: 1945

israel heute
(christlich-jüdisches Nachrichtenmagazin)
NAI Ltd., Schmu-el-Hanagid-Str. 1, Post-

fach 7555, 91074 Jerusalem, Ruf: 00972-2-6226880, Fax: 00972-2-6226886, info@israelheute.com, www.israelheute.com
Erscheinungsweise: monatlich
Gründungsdatum: 1978

JERUSALEM Gemeindebrief - Stiftungsjournal
Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache zu Jerusalem, Postfach 14076, Muristan Road, 91140 Jerusalem, Ruf: 00972-2-6266800, Fax: 00972-2-6276222, propstei@redeemer-jerusalem.com, www.evangelisch-in-jerusalem.org
Herausgeber: Deutsches Evangelisches Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes, Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache zu Jerusalem
Erscheinungsweise: vierteljährlich

Jüdischer Almanach (Jahrbuch)
Leo-Baeck-Institut Jerusalem, Postfach 8292, 91082 Jerusalem, Ruf: 00972-2-5633790, Fax: 00972-2-5669505, gisela@netvision.net.il, leobaeck@leobaeck.org, www.leobaeck.org
Herausgeber: Leo-Baeck-Institut Jerusalem, Gisela Dachs
Erscheinungsweise: jährlich
Gründungsdatum: 1992

Eine sehr traditionsreiche Publikation, die neben dem „Mitteilungsblatt“ des Irgun Olei Merkias Europa bis heute in Tel Aviv überlebt hat, ist „Die Stimme“. Hinter dieser seit 1945 erscheinenden Monatszeitung steht als Herausgeber der Weltverband der Bukowiner Juden. Die Redaktionsarbeit erledigt Bärbel Rabi. Sie erklärt: „Unsere Zeitung hat etwa 500 Abonnenten. Die Leserschaft dürfte etwa doppelt so groß sein. Rund 70 Prozent der Leser leben in Israel, 20 Prozent in deutschsprachigen Europa sowie 10 Prozent in den USA, Südamerika und Australien. Unsere Monatsschrift kann nicht am Kiosk erworben werden, sondern wird ausschließlich an Abonnenten verschickt. Die Leser sind Juden aus der ehemaligen Bukowina, die heute zur Ukraine und zu Rumänien gehört.“ Auf die Frage, ob die deutschsprachigen Druckmedien Israels auch zukünftig mit neuen jungen Lesern rechnen können, sagt Rabi, dass Deutsch in Israel momentan sehr in Mode sei.



Besonders ansprechend für junge Leute ist die äußerst modern gestaltete Zeitschrift „israel heute“ aus Jerusalem. Sie erblickte 1978 das Licht der

Welt. Seitdem berichtet sie monatlich über Politik, Wirtschaft und Kultur – meist aus einem christlich-jüdischen Blickwinkel. Ein Großteil der Bezieher sitzt in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Der Herausgeber Aviell Schneider produziert auch eine Fernsehsendung, die den gleichen Namen trägt wie das Heft. In Israel kann man sie allerdings nicht empfangen. Ausgestrahlt wird sie nur in Deutschland, zum Beispiel bei „Bibel TV“.

Ebenfalls aus der Hauptstadt kommt das bis zu 80 Seiten starke Quartalsmagazin „JERUSALEM Gemeindebrief - Stiftungsjournal“. Dahinter stehen das „Deutsche Evangelische Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes“ und die Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache. Der Gemeinde gehört die berühmte und deutlich herausragende Erlöserkirche inmitten der Jerusalemer Altstadt. Wenn man die Herausgeber kennt, kann man sich leicht denken, welche Themen in der Publikation behandelt werden.

Ansonsten besteht die deutschsprachige Medienszene Israels aus Mitteilungsblättern wie dem kostenlosen „Rundbrief“ der Dormitio-Benediktinerabtei, aus wissenschaftlichen Fachzeitschriften und Jahrbüchern wie dem „Jüdischen Almanach“ des Jerusalemer Leo-Baeck-Instituts. Das Institut, benannt nach dem berühmten Rabbiner Dr. Leo Baeck, wurde 1955 von mehreren bedeutenden deutschen Juden gegründet und hat drei Niederlassungen. Es beschäftigt sich mit der Erforschung, Dokumentation und Förderung der deutschsprachigen jüdischen Kultur in Mitteleuropa. Heute zählt das Institut zu den größten unabhängigen jüdischen Forschungseinrichtungen weltweit.

Björn Akstinat ist der Leiter der Internationalen Medienhilfe (IMH), des Verbandes der deutschsprachigen und jiddischsprachigen Medien weltweit (www.medienhilfe.org).

Naharaim
(Fachzeitschrift für deutsch-jüdische Literatur und Kulturgeschichte)
The Hebrew University of Jerusalem, The Franz Rosenzweig Minerva Research Centre, Prof. Dr. Yfaat Weiss, The Rabin Building, Mount Scopus, 91905 Jerusalem, yfaat.weiss@mail.huji.ac.il
Herausgeber: The Franz Rosenzweig Minerva Research Centre
Erscheinungsweise: halbjährlich
Gründungsdatum: 2007

Schriftenreihe des Minerva Instituts für deutsche Geschichte (Fachbuchreihe)
Universität Tel Aviv, Minerva-Institut für deutsche Geschichte, Postfach 39040, Ramat Aviv, 69978 Tel Aviv, Ruf: 00972-3-6409731, Fax: 00972-3-6409464, hisgerm@post.tau.ac.il, joseb@post.tau.ac.il, www.tau.ac.il/GermanHistory
Herausgeber: Minerva-Institut für deutsche Geschichte
Erscheinungsweise: jährlich
Gründungsdatum: 1976

Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte
Universität Tel Aviv, Minerva-Institut für deutsche Geschichte, Postfach 39040, Ramat Aviv, 69978 Tel Aviv, Ruf: 00972-

3-6409731, Fax: 00972-3-6409464, hisgerm@post.tau.ac.il, joseb@post.tau.ac.il, www.tau.ac.il/GermanHistory
Herausgeber: Minerva-Institut für deutsche Geschichte
Erscheinungsweise: jährlich
Gründungsdatum: 1987

Ebenezer Home - Nachrichtenbrief
(Mitteilungsblatt eines Altenheims)
Ebenezer Senior Citizens' Home, Meir-Str. 41, Postfach 525, 31004 Haifa, Ruf: 00972-4-8529730, Fax: 00972-4-8535943, info@ebenezer.co.il, www.ebenezer.co.il/newsletters
Herausgeber: Ebenezer-Altenheim
Erscheinungsweise: dreimal im Jahr

Rundbrief
(religiöses Mitteilungsblatt einer deutschen Benediktinerabtei)
Dormitio-Abtei, Mount Zion, Postfach 22, 91000 Jerusalem, Ruf: 00972-2-5655330, Fax: 00972-2-5655332, rundbrief@dormitio.net, abtei@dormitio.net, www.dormitio.net
Herausgeber: Dormitio-Abtei
Erscheinungsweise: ein- bis zweimal im Jahr

aus: „Handbuch der deutschsprachigen Presse im Ausland“ (ISBN 978-3-9815158-1-7)

Wer sind eigentlich die Tscherkessen?

Von einer sehr stillen Volksgruppe im Judenstaat

Von Maria Merian

Neben den Drusen dienen auch Angehörige des wenig bekannten Volkes der Tscherkessen in der israelischen Armee und stehen loyal zu Israel.

Doch wer sind eigentlich die Tscherkessen? Die Tscherkessen sind eine moslemisch geprägte Volksgruppe, die zur westlichen Gruppe der Kaukasusvölker gehört. Wahrscheinlich traten sie schon im Altertum unter dem Namen „Sythen“ auf. Es entwickelte sich ein Kultur- und Handelspunkt am Schwarzen Meer. Verbindungen bestanden zum antiken Griechenland, insbesondere zu Athen, wo die Tscherkessen auch an den Olympischen Spielen teilnehmen. Später bildeten die Tscherkessen aus einzelnen Stämmen eine Volksgruppe. Im 13. Jahrhundert wurden sie von den georgischen Königen unterworfen und konvertierten zum Christentum, 1424 errangen sie wieder ihre Unabhängigkeit. Damit blieben sie erst einmal außerhalb des arabischen und moslemischen Einflusses.

Erst Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, während der russischen Invasion im Kaukasus und der Vertreibung der Tscherkessen, konvertierten diese zum Islam als sie eine Allianz mit den türkischen Osmanen und den Krimtataren schlossen.

Urheimat Kaukasus

Fast 100 Jahre lang hatten die unterschiedlichen Stämme der Tscherkessen Widerstand gegen die russische Kolonisation des Kaukasus geleistet. Schließlich unterlagen sie der Übermacht des russischen Militärs, das mit größter Brutalität gegen die Menschen im Kaukasus vorging. Es kam zu Vertreibungen und Morden. Tscherkessen sprechen von einem Völkermord. Trotz alledem gelang es ihnen ihre Kultur und Sprache zu bewahren.

Heute sind die Tscherkessen ein Volk ohne eigenen Staat. Am ersten Tag der Olympischen Spiele in London protestierten junge Tscherkessinnen und Tscherkessen gegen die Olympischen Winterspiele 2014 im russischen Sotschi. Sotschi verkörpert für die Tscherkessen ihre historische Heimat, aus der sie von der zaristischen Armee 1864



Tscherkessen aus dem israelischen Dorf Kfar Kama.

Zwei tscherkessische Dörfer gibt es heute in Israel.

der über 80.000 syrischen Tscherkessen wünschen sich in den Nordkaukasus zurückkehren zu können.

Tscherkessen in Israel

Über 4.000 Tscherkessen leben in Israel. Sie sind integriert im öffentlichen Leben und verrichten zuverlässig und loyal den Wehrdienst bei der israelischen Armee. Nach der Grundausbildung leisten sie ihren Eid auf den Staat Israel. 1958 forderte die tscherkessi-

sche Militär, manche Tscherkessen finden sich im israelischen Polizeidienst. Die Tscherkessen sind sunnitische Moslems und leben einen gemäßigten Islam.

Zwei tscherkessische Dörfer finden sich in Israel, nämlich Rihanya und Kfar-Kama, beide im Norden gelegen. Dort siedelten sie sich 1880 an. Die Tscherkessen in Israel hatten in der Vergangenheit sowie heute die Freiheit ihre Sprache Kultur und Traditionen zu pflegen. Sicherlich trägt auch die Sprache und Kultur, die sie sich mit jüdischen Einwanderern aus Russland teilen, in Israel zu den guten Beziehungen bei. In beiden Dörfern wird die tscherkessische Sprache im Schulunterricht gelehrt, dadurch wird für die junge Generation die Muttersprache erhalten.

Im Vergleich zu den Beziehungen zwischen den „Palästinensern“ und den Ju-

den, ist die Beziehungen zwischen den Tscherkessen und Juden überhaupt nicht problematisch. Das größere Dorf Kfar-Kama hat jüdische Siedlungen als Nachbarn, während Rihanya näher zu arabischen Siedlungen liegt. In Kfar-Kama befindet sich sogar ein tscherkessisches Museum.

Die Tscherkessen, wie auch die Drusen, bekennen sich zu Israel als jüdischem und demokratischem Staat. Sie verwahren sich dagegen Israel als zweisprachiges multikulturelles Land zu definieren.

Am 19. Februar 2016 verkündete Ministerpräsident Benjamin Netanjahu auf seiner Facebook-Seite, er wolle in der Knesset einen Plan für erhebliche Investitionen für die Gemeinschaften der Drusen und der moslemischen Tscherkessen einreichen. Der Plan umfasst finanzielle Mittel für Bildung, Infrastruktur und Beschäftigung. Zwei Tage später wurde die Ankündigung offiziell von seinem Büro ausgegeben.

Das ermutigende Beispiel der Tscherkessen zeigt, dass jüdisch-moslemisches Zusammenleben in Israel sehr wohl funktionieren kann, und dass Israel auch durchaus gewillt ist Loyalität zu belohnen.



Straßenschild in Israel in hebräisch, arabisch und tscherkessisch (in kyrillischer Schrift).

vertrieben wurden. Heute fliehen sie aus dem Kriegsgebiet in Syrien. Viele

sche Führung eine Einschreibung aller tscherkessischen Männer ins israeli-

DIE ÄLTEREN AUSGABEN DER „JÜDISCHEN RUNDSCHAU“ SIND IN DER REDAKTION ERHÄLTlich.

Wenn Sie eine oder mehrere Ausgaben brauchen, teilen Sie uns bitte auf dem Postweg (J. B. O., Postfach 12 08 41, 10598 Berlin) mit, welche genau, an welche Adresse sie geschickt werden sollte und legen Sie bitte als Bezahlung Briefmarken zu je 70 Cent bei:

- Für eine Ausgabe – 3 Briefmarken;
- Jede weitere Ausgabe – eine zusätzliche Briefmarke.

Pragmatismus und Religiosität

Naftali Bennet oder warum in Israel das Links-Rechts-Schema versagt

Von Monty Aviel Ott

Er entspricht nicht dem Bild eines europäischen Politikers. Schon gar nicht dem eines Berufspolitikers. Generell sind er und seine Partei schwer an europäischen Maßstäben zu messen. Man sollte den Vergleich tunlichst unterlassen, denn israelische Politik hat einen anderen Rhythmus als europäische. Pragmatismus erhält oft den Vorzug vor Ideologie.

Es gibt genug Europäer, die kluge und vermeintlich kluge Positionen zum israelisch-„palästinensischen“ Konflikt und der israelischen Politik haben. Die meisten dieser Positionen enden darin, dass man mit erhobenem Zeigefinger nach Israel zeigt und besserwisserisch Ratschläge erteilt. „Hier in Europa hat man den Krieg hinter sich gelassen. Hier in Europa ist das Höchstmaß an Kultur und Zivilisation und, hach, könnt nicht jedes Land sich ein bisschen mehr an Europa orientieren?“ Den meisten Israelis sind diese „gutgemeinten“ Ratschläge gleichgültig und das ist manchmal auch ganz gut so.

Vor eben diesem Hintergrund soll dies kein Artikel sein, der Ratschläge gibt, sondern einer, der das Geflecht der israelischen Politik etwas entwirrt. Die Person, um die es dabei geht, wird von vielen dieser europäischen Journalisten als dermaßen anstößig erachtet, dass man sich ihr nur ungern nähert und es durch eine verkürzte Kategorisierung unterlässt, das Bild differenzierter zu betrachten. Es ist obsolet zu erklären, dass die Einteilung in „links“ und „rechts“, deren Nutzen schon in Europa zweifelhaft ist, in der israelischen Politik erst recht zu kurz greift. Der Grund dafür liegt in der Art, wie die israelische Politik funktioniert. Pragmatismus steht oft vor ideologischen Grenzen, was man nicht zuletzt daran gesehen hat, dass es niemand geringeres als der „Bulldozer“ Ariel Scharon gewesen ist, der 2005 den Gaza-Streifen räumen ließ.

Die Dynamik des Nahen Ostens erlaubt es nicht, dass man sich ideologische Erzfeinde erbaut, sondern dass der einzige Weg zur Optimierung der Lebensqualität und der Freiheit darin liegt, über ideologische Grenzen hinweg zu kooperieren. So kommen israelische Politiker zu Entscheidungen, die ihnen zuweilen gar nicht zugehört werden. Getreu dem Bundeskanzler Adenauer zugeschriebenen Motto „Was interessiert mich mein Geschwätz von Gestern“, ist man in der israelischen Politik dazu bereit, grundlegende Prinzipien der eigenen Politik aktuellen Gefahren und Chancen anzupassen.

Entsprechend dieser Einstellung handelte der Bildungsminister und Vorsitzende von HaBajit haJehudi (zu deutsch: „Das jüdische Heim“), als er nach der Messerattacke des Ultraorthodoxen Yis-hai Schlüssel auf die „Gay Pride Parade“ in Jerusalem sich dafür aussprach Homosexuellen-Organisationen zukünftig ein größeres Maß finanzieller Mittel zur Verfügung zu stellen. Dabei machte er deutlich, dass er insbesondere die staatliche Unterstützung für die an Schulen über Homosexuelle aufklärenden IGY (Israel Gay Youth) „dramatisch“ erhöhen will. Das Attentat Schlüssels hatte landesweit Entsetzen und Trauer sowie eine drastische Verurteilung über die Parteigrenzen hinweg ausgelöst. Es scheint zuerst wenig verwunderlich, dass der Bildungsminister als Reaktion auf das Attentat die finanzielle Unterstützung von Homosexuellen-Gruppen erhöht, doch blendet man



Der Bildungsminister Bennet auf einem Wahlplakat.

dabei die Kontroverse aus, in dessen Zentrum sich das „jüdische Heim“ bereits öfters befunden hat.

Ihr Vorsitzender wurde vom Soldaten zum Start-Up-Geschäftsführer und ging dann in die Politik. Bennet wuchs im liebenswerten Haifa in einer Familie auf, deren Alija in San Francisco begonnen hatte. Seine politische Karriere wurzelte wahrscheinlich schon in Bne Akiwa, wo er in seiner Jugend als Madrich tätig war. Nach der Schulausbildung an der Jawne Jeschiwa High School absolvierte er von 1990 bis 1996 seinen Militärdienst bei den Sejarot Matkal und Maglan. Mit dem

das Amt des Vorsitzenden des Yesha-Rates, der gemeinsamen Dachorganisation der israelischen Siedlungen in Judäa und Samaria. Ajelet Schaked (heute Justizministerin) war Bennett noch als ehemalige Mitarbeiterin im Stab von Netanjahu bekannt, was dazu führte, dass beide gemeinsam die Aktivistenorganisation Yisra'el Sheli begründeten. Diese Funktion der Organisation war es, Logistik für Proteste und Demonstrationen bereitzustellen, sowie Öffentlichkeitsarbeit in sozialen Netzwerken zu betreiben und Stellung gegen die öffentliche Einflussnahme von Antizionisten zu beziehen.

Ich bin kein Heuchler, ich stehe zu meinen Positionen.“ Im Anschluss hieran machte er allerdings klar, dass die formale Anerkennung gleichgeschlechtlicher Ehen von ihm und seinen Parteimitgliedern zwar abgelehnt werde, sie sich aber dennoch für Steuererleichterungen für homosexuelle und lesbische Paare einsetzen. Der ehemalige Finanzminister Yair Lapid forderte eine Entschuldigung und setzte nach, dass Bennett nun sein wahres, „homophobes“ Antlitz gezeigt hätte. In den darauffolgenden Wochen unterbrachen Homosexuellen-Aktivistinnen Veranstaltungen von HaBajit haJehudi und feindeten Bennett auf Facebook massiv an.

Umso mehr erstaunen die Aussagen Bennetts im Nachgang des homophoben Terrors gegen die „Gay Pride“. Bennett erklärte, dass sich niemand fürchten sollte, seinem Lebensstil entsprechend über Israels Straßen zu laufen. Es schien allerdings eine große Gruppe zu geben, die zumindest skeptisch gegenüber den Aussagen des Bildungsministers war. Bei einer Kundgebung gegen den homophoben Terror am Tel Aviver Meir-Park wurde Bennett von der Rednerliste gestrichen. Das wurde damit begründet, dass sich Bennett geweigert haben soll eine Erklärung für die Einführung der Ehe für homosexuelle Paare zu unterzeichnen. Stella Kol betont, dass die Entscheidung vielleicht gar nicht so gut war: „Selbst wenn man Bennet nicht mag, so wäre die Teilnahme eines nationalreligiösen Politikers ein deutliches Signal an seine Anhänger gewesen.“

Diese bewegte Debatte beweist auf jeden Fall einmal mehr, dass Israel eine lebendige Demokratie ist, in der viele Gruppen – langfristig konstruktiv – miteinander streiten. Und ein von deutschen Medien in die Schublade „Rechtsaußen“ gesteckter Politiker, der sich ausdrücklich gegen Gewalt und für die Angstfreiheit homosexueller Menschen ausspricht, ist sicher etwas, das viele Journalisten hierzulande einfach überfordert, denn der erwähnte israelische Pragmatismus ist ihre Sache nicht.

2005 wurde Bennett durch den Verkauf seiner Software-Firma zum Multimillionär.
2006 nahm er am Libanon-Krieg teil.

Rang des Majors der Reserve verließ er die Armee und begann an der Hebräischen Universität in Jerusalem sein Jurastudium. Nach dem Jurastudium wurde er Geschäftsführer von Cyota – einer Herstellerfirma von Sicherheitssoftware für Finanzdienstleister –, das er 1999 mitbegründet hatte. Bis zum Jahr 2005 konnte sich das Unternehmen derartig entwickeln, dass Bennett durch den Verkauf (145 Millionen US-Dollar) zum Multimillionär wurde. Aus der eigenen Situation hatte er viel über die Schwierigkeiten in der Start-Up-Branche gelernt, und blieb anschließend als „Business Angel“ in der IT-Start-Up-Szene des Silicon Wadi von Tel Aviv aktiv. Nachdem er 2006 am Libanonkrieg teilgenommen hatte, wurde Bennett dann Stabschef von Bibi Netanjahu. Dieser war 2006 mit dem Likud noch in der Opposition.

Bennet war hauptsächlich mit den Bereichen Bildungsreform und innerparteilicher Wahlkampf betraut und konnte so die Straße des Erfolges für Netanjahu pflastern. Dieser setzte sich durch und wurde 2007 Vorsitzender des Likuds. Am 31. Januar 2010 erklimmt Bennett

Nachdem Bennett 2012 seine Arbeit für den Yesha-Rat beendete, suchte er über weitere Gruppierungen politischen Einfluss zu nehmen, ehe er die Mitgliedschaft im Likud beendete und HaBajit haJehudi beitrug. Noch im selben Jahr schaffte Bennett es den Vorsitz des „Jüdischen Heims“ zu übernehmen und die Popularität der Partei zu steigern (2013: zwölf Sitze).

Besagte Kontroverse hinsichtlich Homosexuellen-Rechten zieht sich bereits über einen längeren Zeitraum hin, ein Farnal entstand allerdings im Wahlkampf zu Beginn des Jahres 2015. Dort wurde ein Video gesendet, in dem Mitglieder von Bennetts Partei erklärten, dass Homosexuelle durch ihre sexuelle Orientierung „geplagt“ und „in Not“ seien. Die Opposition bezeichnete HaBajit haJehudi daraufhin als „homophob“. Bennett nutzte den Eklat, um die pragmatische Position seiner Partei zu verdeutlichen und erklärte: „Es ist kein Geheimnis, dass ich eine Kippa trage. (...) das Judentum kennt keine Homo-Ehe. Wir betrachten ja auch Milch und Fleisch zusammen nicht als koscher, und nichts wird das verändern.“

Chaya Tal, Jüdin und Friedenshindernis

Die Journalistin Jennifer Bligh lässt auf „bento“ ihrem Ressentiment freien Lauf

Von Gerd Buurmann

Ich bin schon oft mit Judenhass in Berührung gekommen, nicht selten in Form von Hassmails, die mir seit Jahren zugeschickt werden. Dass aber mal vor meinen Augen eine gute Freundin fertiggemacht wird, einzig und allein weil sie Jüdin ist, das hätte ich nie gedacht. Dann aber kam Jennifer Bligh.

Für das Magazin Bento hat Jennifer Bligh einen Artikel verfasst, der einen erschreckend offenen Judenhass zur Schau stellt. Jennifer Bligh darf sich rühmen, mit diesem Artikel das selbstgerechteste Urteil über einen Juden gefällt zu haben, seit Shakespeares Portia. Schon der erste Satz zeigt, wie die Autorin tickt:

„Chaya Tal, 24, behindert mit ihrem Wohnort den Friedensprozess.“

Chaya Tal ist eine gute Freundin von mir. Sie wurde in Russland geboren, wuchs jedoch in Deutschland auf. Sie selber beschreibt sich wie folgt:

„Durchs Leben wurde ich gebracht von meiner ‚jiddischen Mamma‘. Geprägt wurde ich vor Allem von schwedischen Kindermärchen, deutscher Nachkriegsliteratur, hebräischer Sprache, israelischen Liedern, jemenitischer Geschichte und dem jüdischen Religionsgesetz. Ich habe eine besondere Liebe zum Schreiben, zu Katzen, Musik, Wandern, Politik, Couchsurfing, Reparaturarbeiten, Sauberkeit und elektrischen Werkzeugen.“

Das klingt wirklich wie ein böses jüdisches Weib, das allein durch seine Existenz den Frieden bedroht.

Ich kann mir nur zu gut vorstellen, wie Chaya regiert hat, als ihr vorgeworfen wurde, sie sei ein Friedenshindernis. Sie wird gelacht haben. Sie tat es auch. Dieses Lachen war für Jennifer Bligh jedoch ein Anlass, Chaya zu diffamieren und das Lachen als „unschön“ zu bezeichnen.

„Chaya lacht unschön auf. ‚Ich soll ein Friedenshindernis sein?‘ Die meisten Siedler seien doch überhaupt nicht militant, einzelne Gruppen würden einfach nur herausgenommen und falsch dargestellt. Was sie dabei ignoriert: Es geht gar nicht darum, wie manche Siedler sich verhalten. Sie alle, egal ob freundlich oder militant, verstoßen mit ihren Siedlungen gegen internationales Recht.“

Was Jennifer Bligh hier ignoriert: Chaya verstößt nur aufgrund einer Sache gegen das sogenannte „internationale Recht“: Weil sie Jüdin ist und es wagt, im Westjordanland zu leben. „Westjordanland“, so nennt Jennifer Bligh den Ort. Ich nenne das Gebiet jedoch so, wie es schon seit Jahrhunderten heißt: Judäa und Samaria.

Judäa und Samaria gehörten einst zu Jordanien, dem Land, das sich zu über 80 Prozent auf palästinensischem Boden befindet. Davor wurde das Gebiet vom Völkerbund verwaltet. Davor gehörten Judäa und Samaria zum Osmanischen Reich, davor zum Römischen Reich und davor – wie das Wort „Judäa“ schon vermuten lässt – zu einem jüdischen Reich. Das jüdische Volk ist das älteste noch heute existierende Volk im Nahen Osten. Juden sind die Ureinwohner des Nahen Ostens!

Heute gehören die Gebiete Judäa und Samaria zu keinem Staat. Es ist ein umstrittenes Gebiet. Dennoch siedeln dort Menschen: Araber, Juden, Israelis, Staatenlose. Manche siedeln in Häusern, andere in Zelten. Chaya ist somit eine Siedlerin unter vielen. Sie ist jedoch Jüdin und für Menschen wie Jennifer Bligh sind Siedler illegal, wenn sie jüdisch sind.



„Chaya Tal behindert mit ihrem Wohnort (Gusch Etzion) den Friedensprozess“, meint Journalistin Jennifer Bligh.

Gegen arabische Siedler hat sie nichts! Damit haben wir das Hauptproblem direkt vor uns:

Als „illegal“ werden nur die Siedler bezeichnet, die Juden sind! Das Problem, das viele Menschen mit diesen Siedlern haben, ist ihr Jüdischsein!

Ein Minister der Hamas brachte die eigene Politik 2010 mit diesen Worten auf den Punkt:

„Juden sind fremdartige Bakterien, sie sind Mikroben ohne Beispiel auf dieser Welt. Möge Gott das schmutzige Volk

„Für diese Menschen sind Juden schon allein deshalb ein Friedenshindernis, weil sie leben.“

der Juden vernichten, denn sie haben keine Religion und kein Gewissen! Ich verurteile jeden, der glaubt, eine normale Beziehung mit Juden sei möglich, jeden, der sich mit Juden zusammensetzt, jeden, der glaubt, Juden seien Menschen! Juden sind keine Menschen, sie sind kein Volk. Sie haben keine Religion, kein Gewissen, keine moralischen Werte!“

Für diese Menschen sind Juden schon allein deshalb ein Friedenshindernis, weil sie leben. Der Name Chaya ist Hebräisch und bedeutet „die Lebendige“. Vermutlich stört Jennifer Bligh genau das, dass Chaya Tal lebendig ist.

Frieden kann es für Jennifer Bligh nur geben, wenn Chaya vertrieben wird! So sehen es auch viele Araber. Deshalb hat in Alon Schewut auch vor wenigen Wochen ein palästinensischer Attentäter auf Autos geschossen, die sich an der Kreuzung stauten. Hier verschwanden vor rund eineinhalb Jahren auch drei Jugendliche beim Trampen, später wurden sie erschossen. Alon Schewut muss zudem Bushaltestelle so sichern, dass kein Auto in die Menge fahren und Menschen töten können. Zu viele Menschen wollen dort

Juden töten, weil sie leben und durch ihre pure Existenz „den Frieden stören“.

Überall in Jerusalem dürfen Muslime siedeln. Sie sind kein Friedenshindernis! Juden jedoch, die siedeln und Häuser bauen, sind für Jennifer Bligh ein Friedenshindernis! Jennifer Bligh ist derart von ihren Ressentiments erfüllt, dass sie es mit der Wahrheit nicht so genau nimmt. An einer Stelle schreibt sie zum Beispiel:

„Aus Chayas Sicht gibt und gab es keinen palästinensischen Staat.“

Falsch! Nicht nur aus Chayas Sicht hat es niemals einen palästinensischen Staat gegeben, sondern aus objektiver Sicht! Es gab noch nie einen Staat Palästina. Es gibt keine eigenständige palästinensische Sprache, keine unabhängige palästinensische Kultur und keine palästinensische Währung. Es gibt aber eine Menge Menschen verschiedenster Glaubensrichtungen und Nationalitäten, die durch den Umstand vereint werden, dass sie in einem Gebiet leben, das Palästina genannt wird. Der mit Abstand größte Teil dieses Gebiets liegt im heutigen Jordanien. Weitere Gebiete Palästinas sind Golan, Gazastreifen, Westjordanland und Gebiete von Ägypten und Saudi-Arabien. Nur ein sehr kleiner Teil Palästinas befindet sich in Israel, aber alle, die in dem Gebiet leben, mögen es nun Jordanier, Israelis, Araber, Juden, Christen oder Moslems sein, sind Palästinenser! In den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts war das Wort „Palästinenser“ sogar ein Synonym für Jude!

Heute gibt es in der Region Palästina die unterschiedlichsten Länder. Nur eines dieser Länder ist demokratisch: Isra-

el! 1948 wurde Israel von überwiegend jüdischen Palästinensern gegründet. Sie glaubten an die Möglichkeit einer friedlichen Demokratie im Nahen Osten. Heute leben in Israel über 8 Millionen Palästinenser in einem demokratischen Land mit garantierten Menschen- und Bürgerrechten, in dem die Geschlechter gleichberechtigt und die Kunst, Presse, sexuelle Identität und Religionsausübung frei sind. Zu diesen 8 Millionen Palästinensern gehören über 1,6 Millionen Muslime und über 6 Millionen Juden. Die israelische Knesset ist somit das einzige von Palästinensern in einer freien Wahl gewählte Parlament. Der für vier Jahre gewählte Machmud Abbas im Gegensatz hält sich ohne Legitimation seit 11 Jahren an der Macht.

Juden lebten schon in Palästina, bevor es Muslime gab. Heute aber erklären Muslime, Juden seien keine Palästinenser und erklären sie zu illegalen Siedlern im Nahen Osten. Was Juden damals in der Nazi-Zeit in Europa und Deutschland geschehen ist, passiert ihnen heute im Nahen Osten! Obwohl sie dort seit Jahrtausenden leben, werden sie von Judenhassern als illegale Fremde bezeichnet und Jennifer Bligh spielt mit auf diesem Klavier der Judenfeindlichkeit. Sie schreckt nicht mal vor offenen Lügen zurück:

„Chaya kann entscheiden, wo sie lebt, die Einwohner der palästinensischen Gebiete können das nicht.“

Das stimmt schlicht und ergreifend nicht! Araber und Muslime dürfen überall im Nahen Osten leben. In Israel stellen sie sogar zwanzig Prozent der Bürgerschaft. Juden jedoch ist das Leben im Gazastreifen und in weiten Bereichen der palästinensischen Autonomie verboten! Israel ist das einzige Land der Welt, das jüdische Bürger nicht sicher über den Landweg verlassen können. Chaya aber lässt sich nicht einschüchtern und vertreiben. Sie bleibt!

Der Humanismus der israelischen Armee

Sogar geistig behinderte und kranke Menschen finden ihren Platz in der Zahal

Von Maria Merian

Behinderte Frauen und Männer aus Israel sind neben Drusen, Beduinen, Arabern, Armeniern und Christen als Freiwillige in die israelischen Streitkräfte der Zahal integriert. Sie sind hochmotiviert, unabhängig davon, welche Art der Einschränkung bei ihnen vorliegt, ob körperlich oder geistig. Für jeden, der es wünscht, wird eine geeignete Aufgabe gefunden. Darüberhinaus werden auch HIV-positive Personen künftig in der Armee dienen können. Viele Menschen, die aufgrund ihres Handicaps eigentlich vom Dienst in der Armee befreit sind, bestehen trotzdem darauf, ihrem Land in der Armee zu dienen und nutzen damit ihre Chance mit der Gesellschaft verbunden zu bleiben.

Jährlich melden sich etwa 4.000 bis 6.000 Freiwillige, um sich der Armee anzuschließen, darunter etwa 2.000 Menschen mit körperlicher Einschränkung. Sie dienen in verschiedenen Einheiten, je nachdem welche Aufgaben zu ihnen passen.

Einmalig, und auf der Welt nicht ein weiteres Mal anzutreffen, ist die Aufnahme von Menschen mit Down-Syndrom. Während anderswo über die Möglichkeiten von Abtreibungen von Embryos mit früh-diagnostiziertem, später möglichem Down-Syndrom heftig diskutiert wird, finden auch diese Menschen einen Arbeitsplatz in der israelischen Armee. Sie dienen im Regional-Service, oft in Küchen, Geschäften, in Versorgungsdepots und in der Logistik. Davon abgesehen gibt es keinerlei Einschränkungen, jeder kann die Tätigkeiten verrichten, denen er gewachsen ist.

Der Welt-Down-Syndrom-Tag

Über diesen Weg lernen sie es ihre Fähigkeiten in die Gesellschaft einzubringen und stärken gleichzeitig ihre Menschenwürde, weil sie am Alltag, an der Normalität teilhaben. In welcher anderen Armee besteht diese Möglichkeit? Die breite Akzeptanz des Syndroms innerhalb Israels lässt sich daran erkennen, dass das Land Israel laut dem Radiosender „Arutz 7“ als Pionier des Welt-Down-Syndrom-Tages gilt. Das „Nationale Institut für Kindesgesundheit und Entwicklung in Israel“ sowie die „Gesellschaft für das Down-Syndrom“ in Singapur haben den Tag 2006 mit einer gemeinsamen Konferenz eingeführt. Seitdem wird der Tag jährlich am 21. März begangen. Seit 2011 ist er sogar von den Vereinten Nationen als internationaler Tag anerkannt, der jedes

Jahr weltweit von zahlreichen Veranstaltungen begleitet wird.

2001 begann die Eingliederung von Menschen mit Down-Syndrom, als



Die Soldatin Ariana Goldsmith mit einer Kameradin mit Down-Syndrom.

Oberstleutnant Ariel Almog im Jordantal einen Terroristen, der sich einem vollbesetzten Bus näherte, um einen Anschlag zu verüben. Der Terrorist trug drei Sprengsätze. Nach kurzem Kampf gelang es Almog auch den Terroristen zu neutralisieren, dann wurde Almog plötzlich von weiteren Terroristen aus einem nahegelegenen Oli-

schließlich Offizier der Fallschirm-Brigade, ALS diagnostiziert wurde. ALS ist eine nicht heilbare degenerative Erkrankung des motorischen Nervensystems. Deshalb sitzt Omri Hotam im Rollstuhl. Trotzdem lässt er sein Leben nicht von der Krankheit bestimmen, sondern bleibt in der Zahal, in einer Stellung, in der er seine Fähigkeiten produktiv einsetzen kann. Er will es so, und die Armee ermöglicht es ihm.

Über die zahlreichen Menschen aus dem autistischen Spektrum, die ihre unglaublichen Fähigkeiten zu analysieren, zu interpretieren und Satellitenbilder und Karten auszuwerten einbringen, wurde in der JÜDISCHEN RUNDSCHAU bereits ausführlich berichtet.

Gerade die Tatsache, dass Menschen mit geistiger Behinderung in der Armee dienen können, ist äußerst ungewöhnlich in der Welt. Das israelische Militär hat erkannt, dass Menschen mit Behinderungen über besondere Stärken und Kompetenzen verfügen, selbst solche mit geistigen Einschränkungen. Blinde haben beispielsweise einen überdurchschnittlich gutes Hörvermögen, während Gehörlose über ein ausgezeichnetes Sehvermögen verfügen, Menschen mit Autismus wiederum verfügen über ein ausgeprägtes logisches Denken. Die Einsatzmöglichkeiten für die Betroffenen sind vielseitig. Aus diesen und anderen Gründen schwächen Menschen mit Handicap die Armee nicht, sondern stärken sie.

Aufgrund der vielfachen Tätigkeitsfelder in der Armee entstehen soziale Bindungen, auf die später zur Arbeitssuche zurückgegriffen werden kann. Menschen mit Behinderungen werden auch in Eliteeinheiten

bei Angriffen mit Chemiewaffen? Diese und alle anderen Fragen müssen ständig neu gestellt und durchdacht werden.

Die israelische Armee muss an allen Fronten bereit sein und bereitet sich immer auf das Schlimmste vor. Das führt dazu, dass immer Not am Mann herrscht, Situationen ändern sich stündlich und mütlich, auch deshalb sind Menschen mit Behinderungen in der Zahal sehr willkommen – sie werden gebraucht.

Aber sie sind auch willkommen in der Gesellschaft, Israel ist mit gutem Recht stolz auf sie. Die Zahal ist ein Einsteiger-Gesamtpaket, eine Lebensversicherung für behinderte Menschen. Die Freiwilligentätigkeiten in der Zahal begründet ein ständiges gegenseitiges Geben und Nehmen. Der israelische Staat und seine zahlreichen Organisationen und Vereine ermöglichen ihnen ein Leben in Stolz und Würde, auch nach dem Freiwilligendienst. Damit werden auch Veteranen, die aus Kriegen mit Gebrechen und Behinderungen zurückkehren, in langwierigen Prozessen rehabilitiert.

Wer Israel ständig kritisiert, sollte sich einmal fragen lassen, wie der Umgang mit Behinderten und Minderheiten im eigenen Land geregelt ist. Der Betreffende wird sicherlich große Unterschiede feststellen.

Ein Beispiel erfolgreicher Integration eines Behinderten im Judentum findet sich bereits im babylonischen Talmud im Traktat Psachim (68b): Ein Ausspruch von Amora Rav Josef wurde von Raschi so erklärt, dass er Dank des Feiertages Schawout, die Thora studiert habe und sehr erfolgreich wurde. Rav Josef war aber blind. Als der Rosch Jeschiwa (Leiter der Religionsschule) gesucht wurde, kamen Rav Josef und Raba in Betracht. Raba war der Scharfsinnige. Rav Josef war – wie ausgeführt – der Blinde, der ja bereits so große Kenntnisse in der Thora hatte, dass man ihn Sinaj nannte. Der Ljubawitscher Rebbe erklärt die tiefere Bedeutung der Geschichte so, dass die Sehenden jetzt auf seine Kenntnisse und seine Entscheidungen angewiesen waren. Und dadurch war auch seine spirituelle Wirkung in dieser materiellen Welt viel größer, als er das wegen seiner Behinderung ursprünglich erhoffen konnte.

In diesem Sinne: Am Israel Chai!

Ein Hintergrundgespräch fand mit einem Zahal-Offiziellen der Manpower-Abteilung statt, für das ich mich ausdrücklich bedanke.

Vielen Dank auch an Rav Elischa Portnoy für den religiösen Blick auf die Thematik.

Die Eingliederung von Menschen mit Down-Syndrom begann 2001 durch die Initiative von Oberstleutnant Ariel Almog.

venhain in den Kopf geschossen, konnte aber noch zurückschießen und auch diese Terroristen neutralisieren. Während seines mehrmonatigen Krankenhausaufenthaltes traf Almog auf viele verletzte Menschen mit Behinderungen. Dort kam ihm seine wunderbare Idee, behinderte Teenager in die Zahal einzubeziehen.

Hauptmann Omri Hotam hat eine andere Einschränkung. Er ist ein junger Mann, bei dem plötzlich nach einem ganz normalen und erfolgreichen jungen Leben als Student, Soldat, Kommandant und

eingesetzt, Menschen mit Prothesen können sogar Führungspositionen übernehmen.

Israel kämpft täglich um sein Überleben. Während Terror und Morde gegen jüdische Bürger beinahe täglich stattfinden, müssen Grenzen, Luft und Wasserwege gesichert und Waffentunnel ausfindig gemacht, Waffen und Sprengstoff gesucht und beschlagnahmt werden, Cyber-Kriminalität muss erkannt und bekämpft werden. Der Iran stellt nach wie vor eine Bedrohung dar, die Armee bereitet sich ständig auf den Notfall vor. Wie handeln Militär und Gesellschaft

TUS REISEBÜRO
IHR SPEZIALIST FÜR ISRAELREISEN

Flüge weltweit | Reiseberatung und Planung | Visum für GUS-Länder

7Tage

ISRAEL RUNDREISEN
pro Person ÜF/DZ

ab
887
EUR

Flüge nach Israel mit TUS REISEBÜRO
EL AL | EasyJet | UP | Germania

ab
119
EUR

UNSERE HOTELANGEBOTE IN ISRAEL

- HOTEL LOT Dead Sea 3* DZ | HP AB 650 EUR p.P.
- HOTEL Dan Panorama Eilat DZ/ÜF AB 700 EUR p.P.
- HOTEL Park Jerusalem 3* DZ/ÜF AB 455 EUR p.P.
- HOTEL Grand Beach TLV 4* DZ/ÜF AB 430 EUR p.P.

ab 75 EUR

TAGESAUSFLÜGE

Tel Aviv Jaffa
Nazareth Galiläa
Haifa Ceasaria Akko
Jerusalem Bethlehem

EXCLUSIVE TOURS

NEU

- VIETNAM ab 1920€ (15 Tage)
- SRI LANKA ab 1350€ (10 Tage)
- MADEIRA ab 699€ (7 Tage)
- GEORGIEN ab 650€ (7 Tage)
- ASERBAIDCHAN ab 850€ (7 Tage)
- ST. PETERSBURG ab 450€ (4/5 Tage)

Entdecke unsere Reiseangebote auf TUS-REISEN.com

Rückkehr unter Vorbehalt

Jüdische Frauen berichten über ihre zögerliche Remigration nach Deutschland

Von Joseph Heid

Unter einem etwas sperrigen Titel versammelt die Publizistin Andrea von Treuenfeld sechzehn Berichte von Frauen, die nach Emigration und Deportation aus höchst unterschiedlichen Gründen nach dem Holocaust wieder in das Land zurückkehrten, von dem ihre Verfolgung ihren Ausgang genommen hatte. In erster Linie lag es daran, in der neuen Heimat, aus welchen Gründen auch immer, nicht Fuß fassen zu können, gepaart mit der kulturellen Bindung an die erste Heimat, die deutsche Sprache. Eine der Remigrantinnen fasste das Rückkehrmotiv so zusammen: „Das waren alles a) Idealisten und b) Träumer und c) waren sie sehr deutsch. Deutsch bis auf die Knochen“.

Manche waren, als ihre Eltern sie mit auf die Flucht nahmen, noch zu klein, um daran eine Eigenerinnerung zu haben und doch haben die Rückkehrerinnen alle eines gemeinsam – ein jüdisches Schicksal, das sie für ihr ganzes Leben geprägt hat und dieses Ringen um die eigene Identität.

Ihre Kindheit haben die Protagonistinnen zumeist in wohlbehüteten Verhältnissen gelebt, fromm oder weniger fromm, assimiliert oder reformiert, in Stettin, Frankfurt, Wiesbaden oder sonstwo, die meisten stammen jedoch aus Berlin. Sie alle lebten in der Erwartung, dass ihr Leben in sicheren Bahnen in Deutschland verlaufen würde. Doch es kam anders: Von einem auf den anderen Tag wurden sie aus ihrer vertrauten Umgebung gerissen, fanden sich mit einem Mal in einer völlig anderen Welt wieder, in Schanghai, in Südamerika, den USA oder in Palästina.

Anita Lippert berichtet, dass ihr Abtransport von Wiesbaden nach Theresienstadt, es scheint unglaublich, am 14. Februar 1945 erfolgte. Da standen die Amerikaner bereits am Rhein. Nicht weniger unglaublich ist, dass die Familie, zwei Wochen nachdem Auschwitz bereits befreit worden war, nichts von Todeslagern wusste. Allein diese Deportation zeugt von dem Vernichtungswillen der Nazis, denen es darauf ankam, auch den letzten Juden zu ermorden.

Nicht überall wurden die jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland willkommen geheißen. Die Berichte der Frauen handeln allesamt von schrecklichen Verfolgungserfahrungen, die sich nur durch die Art und Weise der Darstellung, je nach Temperament und Intellektualität der Erzählerin, voneinander unterscheiden und sich nur mit Erschütterung lesen lassen.

In der Lebensgeschichte von Ruth Weinberg, 1921 in Dresden geboren, die im Oktober 1938 mit ihrer Familie Opfer der sogenannten Polenaktion wurde – die erste Massendeportation von Juden aus Deutschland, was sich zugleich als Vorspiel zum November-Pogrom zwei Wochen später herausstellte – spiegelt sich das ganze Drama des europäischen Judentums. Ihre Geschichte sei kursorisch – pars pro toto – erzählt. Minuziös beschreibt sie, wie sich Verhaftung und Verschleppung der ostjüdischen Familien unter den Augen der gaffenden Dresdener Bevölkerung nach Polen vollzog – in alten Waggons, Holzklasse. Die besondere Tragik der Familie bestand darin, dass sie kurz vor ihrer Auswanderung nach Argentinien



Andrea von Treuenfeld

*Zurück in das Land,
das uns töten wollte*

Jüdische Remigrantinnen
erzählen ihr Leben

„Die Jüdin Anita Lippert wurde – es scheint unglaublich – am 14. Februar 1945 von Wiesbaden nach Theresienstadt abtransportiert. Da standen die Amerikaner bereits am Rhein!“

en stand, doch die Visa nicht rechtzeitig zugestellt worden waren. Der Weg führte sie ins Warschauer Ghetto, aus dem sie fliehen und sich verstecken konnte. Sie schloss sich einer Widerstandsgruppe an, wurde schließlich von der Roten Armee befreit und konnte sich in Krakau eine bescheidene Existenz aufbauen. Nach Deutschland wollte sie auf keinen Fall zurück. Doch das Schicksal wollte es anders: Nachdem sie eine Nachricht bekommen hatte, dass ihre Mutter und ihr Bruder in Berlin gestrandet seien, änderte sie ihren Entschluss. Welche Wahl hatte sie da noch?

In Berlin mitgründete sie, die in ihrer Jugend schon eine herausragende Sportlerin gewesen war, den Sportverein Hakoah. Als Kapitänin ihrer Handballmannschaft wurden ihr bei jedem Sieg Blumen überreicht – von Heinz Galinski, einem jüdischen Funktionär

in untergeordneter Funktion. Das war im Jahre 1947. Und im gleichen Jahr haben die beiden sich verlobt und im Oktober 1947 geheiratet. Die Ehe hielt 46 Jahre lang.

Das Leben mit dem nachmaligen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Berlins und Zentralratsvorsitzenden der Juden in Deutschland Heinz Galinski war indes geprägt von vielen Beschränkungen und auch Anwürfen gegen ihn, worunter auch die Ehefrau zu leiden hatte. Bis zu seinem Tod musste Heinz Galinski, der oberste Repräsentant des deutschen Judentums, ständig Angst um sein Leben haben. Das Ehepaar lebte hinter Fenstern aus Panzerglas, immer begleitet von vier Sicherheitsbeamten, die rund um die Uhr das Wohnhaus bewachten. Mit Angst umzugehen, hatten die Galinskis jedoch von früh auf gelernt.

Heinz Galinski ist über den Tod hin-

aus verfolgt und bedroht worden: Noch sechs Jahre nach seinem Tod hat man im September 1998 versucht, sein Grab mit Sprengstoff zu zerstören. Der Anschlag scheiterte zwar, doch ein paar Monate später gelang die Grabschändung dann doch noch: Im Dezember 1998 wurde bei einem Attentat die gesamte Grabplatte zerbrochen.

Am Ende ihres Berichts fragt sich Ruth Galinski, ob die Deutschen den Juden gegenüber wohl ein schlechtes Gewissen hätten und liefert die Antwort gleich mit, indem sie nüchtern feststellt, die Deutschen hätten die Juden nicht gemocht, damals nicht – und nach dem Krieg auch nicht. Und damit verweist sie zugleich auf Ergebnisse von soziologischen Umfragen, wonach in den 1970er Jahren 15 Prozent der Befragten zugegeben hatten, Antisemiten zu sein. In Wirklichkeit, davon war sie überzeugt, waren es viel mehr. Manifeste und latente Antisemitismus war in Deutschland auch nach Auschwitz ein beständiges Gefühl. „Und da frage ich mich manchmal“, so eine desillusionierte Ruth Galinski, „Weshalb sind wir geblieben?“ Ruth Galinski wollte nie nach Deutschland zurück, und in Berlin zu bleiben, tat sie sich schwer. Sie blieb dennoch, ihres Mannes wegen. Heinz Galinski hatte nämlich eine Mission: Er wollte, wie viele andere deutsche Juden auch, das Land wieder aufbauen und entwickeln. Das galt nachgerade für die jüdische Gemeinschaft. Das ist ihm auch vorbildlich und nachhaltig gelungen.

Der interessierte Leser weiß um die unzähligen Abhandlungen, Lexika, Enzyklopädien, die über den Holocaust erschienen sind, mit all ihren Anmerkungen, korrekten Analysen und Kommentaren – all dies füllt ganze Bibliotheken. Diese Bücher sind wichtig und mögen für das Aufklärungsbedürfnis der Deutschen stehen, erfüllen ihren wissenschaftlichen Zweck, doch sie berühren allein den Verstand, sind Theorie und immer von nüchterner Distanz bestimmt.

Anders die erlebten Erzählungen der Frauen, deren hier vorgestellten Berichte dem Leser unter die Haut gehen – und von dort dann ins Herz und in den Verstand. Diese Erzählungen sind authentisch und direkt, und die Herausgeberin Andrea von Treuenfeld hat auch gar nicht versucht, diese Aussagen zu glätten, aufzuschönen. Hier spürt der Leser die unmittelbare Angst, die ein jüdisches Mädchen erfasst hat, als die Gestapo mit der Deportationsliste in der Wohnung stand, um die Familie zum „Transport“ abzuholen, hört die tröstenden Worte der Eltern, weiß wie die Puppe in der Hand des Kindes aussah und was es am Tage der Deportation am Leibe trug.

Der bekannte Berliner Schauspieler Christan Berkel hat ein Vorwort zu der Edition beigezeichnet. Er, der erst als Erwachsener von der jüdischen Existenz seiner Mutter erfuhr, die die NS-Zeit im Versteck überlebt hatte, kann sich nach der Lektüre dieser Lebensgeschichten nichts Großzügigeres vorstellen als die Bereitschaft zum Erzählen, auch da, wo es nicht versöhnlich sei.

Andrea von Treuenfeld: *Zurück in das Land, das uns töten wollte.*

Jüdische Remigrantinnen erzählen ihr Leben.

Gütersloher Verlagshaus,
Gütersloh 2015, 270 S., 24,99 Euro

Kunst aus dem Holocaust

Eine Ausstellung im Deutschen Historischen Museum in Kooperation mit Yad Vashem

Von Nikoline Hansen

Das Zustandekommen mancher Ausstellungen ist schon selbst ein Stück spannender Zeitgeschichte. Die gegenwärtige Ausstellung über „Kunst aus dem Holocaust“ ist dafür ein exemplarisches Beispiel. Wie es begann? Mitarbeitern des Springer-Verlages gelang es, die Originalzeichnungen der Planungsunterlagen des KZ Auschwitz in ihren Besitz zu bringen. Nachdem alle in diesem Zusammenhang stehenden Informationen veröffentlicht waren, überlegte man sich wo die Originaldokumente am besten aufgehoben seien und entschied sich, mit Yad Vashem in Kontakt zu treten, wo man das Geschenk gerne entgegennahm. Seitdem, so erzählt Mathias Döpfner, habe er mit der Gedenkstätte in regem Austausch gestanden und irgendwann sei er auf die Idee gekommen, in Deutschland mal etwas weniger bekannte Werke aus dem Kunstmuseum der Gedenkstätte Yad Vashem zu präsentieren. So begann eine Kooperation zwischen der Stiftung Kunst und Kultur e.V., dem Deutschen Historischen Museum (DHM) und Yad Vashem, deren Ergebnis die nun in Berlin gezeigte Ausstellung ist.

Wenn die Ausstellung etwas lehrt, dann dies: Das Leben ging weiter, nachdem die Nationalsozialisten die Macht ergriffen hatten. Allerdings wurde es für jene, die nach den Vorstellungen Hitlers und seiner Gefolgsleute „nicht arisch“ waren, erheblich beschwerlicher, was für sie Vertreibung, Deportation und in letzter Konsequenz sehr häufig Tod oder Ermordung in einem der Vernichtungslager bedeutete. Auf dem Weg dorthin jedoch bemühte man sich um das Aufrechterhalten einer gewissen Normalität trotz des beschwerlichen Alltags, und zu diesem zählten Kunst und Kultur. Wenn man bedenkt, dass wohl nur ein Bruchteil der in dieser Zeit entstandenen Werke erhalten blieb, kann man sich vielleicht eine Vorstellung davon machen, was es hieß, unter diesen erschwerten Bedingungen weiterzuleben – und manchmal zu überleben.

Etwa die Hälfte der Künstler, deren Werke im DHM gezeigt werden, überlebten den Holocaust. Zufall, wie die Kuratorin Eliad Moreh-Rosenberg in ihrem Essay über das Entstehen der Ausstellung im Katalog schreibt, denn: „Die meisten jüdischen Künstler teilten das bittere Schicksal ihres Volkes: Sie wurden in der Schoa ermordet.“ Das Auffinden und Überleben der Werke derer, die selbst nicht überlebten, ist Menschen zu verdanken, die zwar nicht in der Lage waren, die Menschen, die diese Kunstwerke produziert hatten, selbst zu retten, es aber schafften zumindest deren Werke für zukünftige Generationen zu erhalten und damit eine Dokumentation der Lebensumstände zu überliefern. Sie schmuggelten die Kunst aus den Ghettos oder Lagern, deponierten sie oftmals an ungewöhnlichen Orten und brachten sie später in Sicherheit. So gelangten sie nach Israel und schließlich in die Archive von Yad Vashem und in das dortige Kunstmuseum. In den Archiven des Kunstmuseums befinden sich derzeit etwa 10.000 Werke, von denen 6.000 während des Holocaust entstanden sind. Das Überleben dieser Werke sei oftmals einem Wunder zu verdanken und es handle sich stets nur um Fragmente des künstlerischen Gesamtwerkes, so die Kuratorin.

Gezeigt wird ausschließlich Kunst aus dem Holocaust. Vielleicht macht sie auch



Felix Nussbaum. Der Flüchtling, 1939

das vorgeblich unbegreifbare Schicksal der Verfolgten greifbarer: Denn sie zeigt und befasst sich in erster Linie mit den Opfern und deren Alltag. Dabei gibt die von den Kuratoren vorgenommene Dreiteilung in Wirklichkeit, Transzendenz

Thema, die „Wirklichkeit“, die Realität des Alltags. Das Motto, das Moreh-Rosenberg als Titel für ihren Essay wählte, lautet dabei: „Doch meine Seele ist frei“. Das mag die letzte große Hoffnung der Sterbenden gewesen sein. Ein Bild zeigt eine Tote, die

» Mathias Döpfner kam auf die Idee weniger bekannte Werke aus Yad Vashem zu zeigen.

und Portrait einen interessanten Einblick in die Welt der Künstler, die von einer tiefen Verzweiflung geprägt doch vielfach in der nüchternen Wiedergabe des Wahrgenommenen bleibt – was in gewisser Hinsicht durchaus auch für einen Teil der Werke zählt, die unter der Rubrik Transzendenz subsumiert sind. Dabei wurde für die Gestaltung der Ausstellung ausschließlich auf Werke zurückgegriffen, die zwischen 1939 und 1945 entstanden sind. Die Künstler sind Juden deutscher oder osteuropäischer Herkunft, von denen eine große Anzahl eine fundierte künstlerische Ausbildung genossen hatte, ehe sie deportiert und in Lager oder Ghettos gesperrt und ermordet wurden.

Die Wiedergabe der Wirklichkeit – eine Aufgabe, der sich die Künstler gestellt haben, weil sie der Nachwelt vermitteln wollten unter welchen Umständen sie leben mussten: Deportation, das Leben im Ghetto und im Lager, Tod, Verzweiflung und selten auch mal Hoffnung – der Versuch zu beschreiben wie in einer deprimierend aussichtslosen Situation für die noch Lebenden nur die verzweifelte Hoffnung auf ein Weiterleben bleibt; der Tod ist allgegenwärtig, auch in einer großen Zahl der Portraits. Die bildliche Wiedergabe der Verhältnisse im Lager – eben die Wirklichkeit des Alltags – ist beeindruckend in ihrer gradlinigen Eintönigkeit – in der Ausstellung reihen sie sich aneinander, die Skizzen der Misshandlungen, dann eine lange Reihe der Lagerstraßen, Zimmer mit den mehrstöckigen Pritschen, die Krankenlager. Beerdigung, Tod – das zentrale

von einer Pritsche gehoben wird – es ist die achtzehnjährige Selma Merbaum-Eisinger, die so gerne weitergelebt hätte, aber nicht mehr konnte – sie starb an Typhus. Selma Merbaum-Eisinger schrieb am 7. Juli 1941 „Ich möchte leben. ... Ich will nicht sterben. Nein! Nein.“ Der Maler Arnold Daghani hielt den Augenblick fest – seine Frau hatte Selma in ihren letzten Tagen gepflegt. Sie starb am 16. Dezember 1942 im Lager Michailowka.

Naturgemäß sind nur wenige Ölgemälde unter den Kunstwerken, die den Holocaust überstanden haben. Das lag auch daran, dass die Beschaffung des Materials erhebliche Probleme bereitete. So erzählen viele Werke mehrere Geschichten: Die Geschichte des Künstlers, die Geschichte der Beschaffung des Materials und die Geschichte des Überlebens. Zu den Malern, deren Bilder auf teilweise abenteuerlichen Wegen überlebten, gehört Felix Nussbaum.

Eines seiner beeindruckendsten Werke haben die Ausstellungsmacher gleich an den Anfang der Ausstellung platziert: wenn man den Ausstellungsraum betritt schaut man auf sein 1939 entstandenes Werk „Der Flüchtling“. Es lohnt sich, das Bild eine Weile zu betrachten, denn es spiegelt die Situation, der alle Emigranten ausgesetzt waren, mit erbärmlicher Eindringlichkeit: ein zusammengekauerter Mensch mit einem kleinen Bündel und Wanderstab vor einem Globus, ein Tor zu einer Welt, in der nur zwei kahle Bäume und Vögel zu sehen sind – einer der beiden Bäume erinnert ein wenig an eine Menora.

Das Bild ist geprägt von der Perspektive des Zuschauers, der die Situation aus einiger Distanz betrachtet und damit doch auch in das Bild hineingezogen wird: Im Mittelpunkt steht ein heller, langer und scheinbar schwerer Holztisch, der so zu einer unüberwindbaren Barriere zu werden scheint. Ein Bild, dessen düstere Symbolkraft eindringlich auf die späteren Schrecken verweist.

Interessant ist auch die Auswahl der Kunst, die für die Ausstellung wirbt: An erster Stelle sehen wir einen gelben Schmetterling, der auf Stacheldraht sitzt – im Hintergrund ist eine Berglandschaft zu sehen. Während das Original kleiner als eine Postkarte ist – das ist sicher auch dem Umstand zu verdanken, dass die Produktion größerer Werke mangels Material, Erlaubnis und Platz unter den gegebenen Umständen kaum realisierbar war – prangt der Schmetterling nun großformatig auf Postern und der Webseite, wodurch der Charme des Originals auf obszöne Weise entfremdet wird. Das ist schade und in höchstem Maße bedauerlich, denn die Ausstellung ist nicht nur ein interessantes Stück Zeitgeschichte, sondern sie bietet auch durchaus künstlerische Höhepunkte, zu denen auch das kleinformatige Original sicher gerechnet werden darf. Andererseits verweist das Motiv wohl darauf, dass die Bilder ohne eine Spur der Hoffnung schwer zu ertragen wären und so verweist der Schmetterling selbst als Symbol auf die Freiheit der Seele in einer anderen Welt, und erfüllt die Intention der Kuratorin Moreh-Rosenberg von Yad Vashem, die schreibt: „Im Akt des Malens steckt ein Akt der Auflehnung. Er weist auf die Hoffnung und die Freiheit eines Menschen hin, der mit geschwächten Kräften nach einem Weg sucht, sich gegen die Nazi-Maschinerie der Zerstörung und des Todes zu behaupten.“

Wer sich für den Besuch entscheidet, sollte etwas Zeit einplanen, denn es gibt die Möglichkeit einer ausführlichen Audiotour mit Hintergrundinformationen zu einzelnen Werken, die teilweise ausführlicher sind als die Informationen im ausgezeichneten und sehr empfehlenswerten Katalog, der den Besuch der Ausstellung allerdings nicht ersetzen kann. Der Katalog ist dreisprachig, Deutsch, Englisch und Hebräisch und er enthält neben den einleitenden Worten zur Ausstellung und den Essays der Kuratoren sowie der Beschreibung der gezeigten Werke die Biografien der Künstler.

Der Katalog zur Ausstellung ist erschienen im Wienand Verlag: Kunst aus dem Holocaust. 100 Werke aus der Gedenkstätte Yad Vashem. Herausgeber Eliad Moreh-Rosenberg und Walter Smerling, 392 Seiten im Museum € 39,80; im Buchhandel € 45,00 ISBN 978-3-86832-315-3

Deutsches Historisches Museum
26. Januar – 3. April 2016
Täglich 10:00-18:00 Uhr,
Eintritt € 8,-, ermäßigt € 4,-

Der Katalog zur Ausstellung ist erschienen im Wienand Verlag: Kunst aus dem Holocaust. 100 Werke aus der Gedenkstätte Yad Vashem. Herausgeber Eliad Moreh-Rosenberg und Walter Smerling, 392 Seiten im Museum € 39,80; im Buchhandel € 45,00 ISBN 978-3-86832-315-3

Charlie versus Mohammed

Ein Plädoyer für die Meinungsfreiheit

Von Karl Pfeifer

Von Fanatikern bedroht, von Feiglingen kritisiert, kämpfen Aufklärer und Freigeister in der ganzen Welt, damit wenigstens in unserem Teil der Welt, wir nicht in den Obskurantismus untergehen. Nach dem Schock des Attentats gegen die Redaktion von „Charlie Hebdo“ und dem Angriff gegen einen koscheren Supermarkt in Paris haben auch die zwei österreichische Autoren Nina Scholz und Heiko Heinisch die

Es geht um die Blasphemie, die erst seit der Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert zu einem Mittel der Politik wurde. Denn bis dahin gab es keinen Unterschied zwischen politischer Herrschaft und religiöser Ordnung, die gemeinsam agierten. Wer Blasphemie beging, beleidigte damit auch den Prinzen oder König, der ja von Gottes Gnaden herrschte. Der Gotteslästerer hat sich damit selbst aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, die auf einer göttlichen Wahrheit beruhte.

Dazu kommen noch nützliche Idioten, die bereit sind, die Meinungsfreiheit einzuschränken, da sie besorgt sind, was den Muslimen alles passieren könnte. Schon kurz nach den Anschlägen auf das Satiremagazin „Charlie Hebdo“ und den jüdischen Supermarkt fragten die ersten, ob „Charlie Hebdo“ nicht vielleicht zu weit gegangen sei. Zu weit womit? Waren die Opfer im jüdischen Supermarkt auch zu weit gegangen? Wer es wagt Kritik zu üben am Dunstkreis der Terroristen, dem wird

„ Kurz nach den Anschlägen auf „Charlie Hebdo“ und den jüdischen Supermarkt fragten die ersten, ob „Charlie Hebdo“ nicht vielleicht zu weit gegangen sei. Zu weit womit? Waren die Opfer im jüdischen Supermarkt auch zu weit gegangen? „

Feder ergriffen, um kompromisslos die Meinungsfreiheit zu verteidigen und aufmerksam zu machen auf die Gefahren der Einschüchterung.

Noch vor Drucklegung massakrierter moslemischer Terroristen am 13. November 2015 in Paris 130 Menschen, so dass die Autoren ihr Buch nicht nur den 17 Opfern islamistischen Terrors vom Januar 2015, sondern auch diesen widmeten.

Mit dem Thema Meinungsfreiheit setzten sich die beiden bereits in ihrem früher veröffentlichten Buch „Europa, Menschenrechte und Islam – ein Kulturkampf?“ auseinander. „Ohne das Recht, eine Meinung frei zu äußern, wären auch alle anderen Menschenrechte obsolet. Daher ist es der Dreh- und Angelpunkt in der Auseinandersetzung und es ist kein Zufall, dass es von allen Ideologien in Frage gestellt, relativiert und attackiert wird, sei ihr Kollektivismus nun politischer oder religiöser Natur.“

Das ist bis heute die Argumentation der Theokratien. Die Blasphemie wurde so zu einer politischen Kategorie, gefährlicher als andere religiöse Sünden.

Die Autoren schildern die schrecklichen Folgen der im Februar 1989 veröffentlichten Fatwa des Ayatollah Khomeini gegen Salman Rushdie und dessen Roman „Die Satanischen Verse“. „Islamisten versuchen zunehmend, ein religiöses Weltbild global durchzusetzen und ihre religiösen Regeln allen anderen Menschen aufzuzwingen. Zu den Akteuren gehören internationale Organisationen wie die OIC (Organisation für Islamische Zusammenarbeit) und die Arabische Liga, islamistische Regierungen wie die Saudi Arabiens, des Irans oder der Türkei, dschihadistische Gruppierungen jeglicher Couleur, aber auch Teile der Bevölkerung islamischer Länder und die dem politischen Islam nahestehenden europäischen Islamverbände.“

entgegengeschleudert „islamophob“ und „rassistisch“ zu sein.

„Frankreich ist nicht antisemitisch. Der harte Kern der extremen Rechten ist es sehr stark, ein Teil der Ultralinken, die Islamisten und ein Teil der Jugendlichen in den Banlieues sind es“ – diese Einschätzung formulierte Arno Klarsfeld 2014 im Fernsehen. Ein 37-jähriger Einwohner einer Banlieue klagte gegen Klarsfeld und der Staatsanwalt fand es richtig, Klarsfeld von einem Untersuchungsrichter vernehmen zu lassen. Das Verfahren wurde nach ein paar Monaten eingestellt. Einige Politiker – die keine Islamexperten sind – betonen, der „Islamische Staat“ hätte nichts mit dem Islam zu tun. Ist zu befürchten, dass man vor Gericht gezerrt wird, wenn man das Gegenteil behauptet?

Wer also – so wie die Autoren und ihr Verlag – sich für eine freie, pluralistische Gesellschaft einsetzt, riskiert eini-



ges. Ihrer Schlussfolgerung „Der Islam gehört zu Europa, wenn Witze über ihn und Kritik an ihm genauso selbstverständlich sind wie bei anderen Religionen und Weltanschauungen auch“ werden die meisten Europäer zustimmen.

Ich habe das 109 Seiten umfassende Taschenbuch ohne abzusetzen gelesen. Es ist ein wichtiges Buch, weil es Ross und Reiter nennt und sich gegen Toleranz für die Intoleranten wendet.

Nina Scholz, Heiko Heinisch:
„Charlie versus Mohammed / Plädoyer für die Meinungsfreiheit“
Herausgegeben von Peter Engelmann
Passagen Verlag,
Wien, 2016
112 Seiten
ISBN: 978-3709201923
Preis: 13,30 Euro

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in der digitalen Welt, in der wir leben, darf unsere Redaktion sich nicht auf die gedruckte Zeitung beschränken. Denn die Verbreitungsmöglichkeiten der Zeitung auf Papier sind beschränkt. Sie bekommt man nicht unbedingt in jedem Pressekiost – besonders in kleineren Orten ist das problematisch. Sie wird nicht überall ins Ausland ausgeliefert, und wenn, dann mit einigen Tagen Verspätung. Eine Abo-Lieferung ins Ausland kostet zusätzlich.

Aber auch wenn alle diese Schwierigkeiten auf Sie nicht zutreffen und Sie vor der Haustür einen Pressekiost haben, wo die Zeitung regelmäßig angeboten wird, möchten Sie möglicherweise nicht immer vor die Tür gehen und in der Zeitung blättern (falls das vom Kioskbesitzer geduldet wird), bevor Sie sie kaufen.

Für alle, die es bequem, schnell und ohne geografische Einschränkungen mögen, bieten wir nun eine neue Vereinfachung:

Kaufen Sie jede einzelne Ausgabe der „Jüdischen Rundschau“ oder abonnieren Sie die Zeitung als e-Paper.

Das bringt Ihnen nur Vorteile:

- Sie können die Zeitung lesen noch bevor sie an die Kioske und zu den Abonnenten der Druck-Ausgabe kommt.
- Sie können die Zeitung bzw. einzelne Artikel bequem elektronisch archivieren, ohne viel Papier zu Hause zu stapeln.
- Sie können sich vor der Kaufentscheidung einen Eindruck über den Inhalt der aktuellen Ausgabe verschaffen, ohne einen kritischen Blick des Kioskbesitzers ertragen zu müssen.
- Sie können die Zeitung an jedem Ort der Welt lesen, wo Sie Internet haben – ohne zeitliche Verzögerungen und ohne Aufpreis.
- Sie sparen Geld – die Einzelausgabe kostet als e-Paper 3 Euro statt 3,70 Euro am Kiosk, das Jahresabo 33 Euro statt 39 Euro für die Druckausgabe.
- Und nicht zuletzt tragen Sie sogar zum Schutz der Umwelt bei.

Um all diese Vorteile zu nutzen, brauchen Sie nur unsere Website www.juedische-rundschau.de zu besuchen. Ein Button für den Kauf der Zeitung als e-Paper finden Sie sowohl auf der Hauptseite (oben rechts und ganz unten im Menü „Service“) als auch hinter jedem einzelnen Artikelausschnitt in der Online-Version der Zeitung.

„Menschen sind wir annäherungsweise“

100 Jahre Dadaismus

Von Simone Scharbert

2016 feiert der Dadaismus sein hundertjähriges Jubiläum. Der rumänisch-jüdische Dichter und Künstler Tristan Tzara gilt als einer der wichtigsten Mitbegründer und Impulsgeber der revolutionären Kunstrichtung, der derzeit viele Ausstellungen gewidmet sind.

„Ich verkünde die Opposition aller kosmischen Eigenschaften gegen die Gonorrhoe dieser faulenden Sonne, die aus den Fabriken des philosophischen Gedankens kommt, den erbitterten Kampf mit allen Mitteln des dadaistischen Ekels.“

So der rumänische Künstler Tristan Tzara in einem seiner dadaistischen Manifeste. Gleich sieben Stück hat er unter dem Titel „Sept manifestes dada“ verfasst, die 1924 publiziert und wichtiger Bestandteil der dadaistischen Bewegung werden. Wie Manifeste überhaupt zu eigenen Kunstwerken und Ausdrucksmitteln der neuen Richtung Dada avancieren. Die programmatische Ansage: Kampf gegen gesellschaftliche Konventionen und den vorherrschenden Kulturbetrieb der damaligen Zeit. Nihilistisch, destruktiv und gegen allzu nationalistische Ideologien. Ein grenzübergreifendes Programm, das man sich vielleicht dieser Tage manchmal in seiner Wucht, seinem Optimismus und revolutionären Geist wieder wünschen würde. Ohne Berührungsängste, manchmal auch ohne Respekt gegenüber der Gegenwart:

„Jedes Erzeugnis des Ekels, das Negation der Familie zu werden vermag, ist Dada; Protest mit den Fäusten, seines ganzen Wesens in Zerstörungshandlung: Dada; Kenntnis aller Mittel, die bisher das schamhafte Geschlecht des bequemen Kompromisses und der Höflichkeit verwarf: Dada.“

Geboren wird Tristan Tzara als Samuel Rosenstock 1896 in der rumänischen Stadt Moinești. Eine Stadt, in der bis zum Zweiten Weltkrieg noch viele Juden leben. Samuel Rosenstocks Großvater ist ein angesehener Rabbiner in Czernowitz, der spätere Lyriker und Künstler wächst also ganz in der Tradition der chassidischen Erzählungen und osteuropäischen Shtetl auf. Ähnlich



Hugo Ball und Emmy Hennings

wie die Schriftsteller Rose Ausländer, Paul Celan oder Bruno Schulz. Und genau dieses Umfeld und diese Erziehung bleiben sicherlich nicht ohne Folgen auf die künstlerische Emanzipation des jungen Dichters. Er beginnt früh zu schreiben. Mit 16 Jahren ruft er, ge-



Robert Delaunay. Portrait von Tristan Tzara, 1923

meinsam mit dem späteren, ebenfalls jüdischen Künstler und Architekten Marcel Janco, in seiner Heimatstadt die Lyrik-Zeitschrift „Simbolul“ ins Leben, die als Nachzügler des Symbolismus die

Wagner-Faszination. Genaue Kenntnisse dazu gibt es allerdings nicht.

1915, inmitten des Ersten Weltkriegs, machen sich der umtriebige Samuel Rosenstock und sein Freund Marcel

„Dada ist der Kampf gegen den Kulturbetrieb der damaligen Zeit. Nihilistisch, destruktiv und gegen allzu nationalistische Ideologien.“

literarische Bühne betritt und publizistisches Organ der rumänischen Avantgarde wird. Dass die beiden noch Schüler sind, scheint niemanden zu stören. Im Gegenteil, die Zeitschrift wird von etlichen zeitgenössischen, rumänischen Literaten als ernstzunehmende Plattform für künstlerische Ausdrucksformen angenommen, bis sie allerdings nach wenigen Monaten im Dezember 1912 wieder eingestellt werden muss.

Ganz offensichtlich hat der junge Schriftsteller Samuel Rosenstock eine Vorliebe für Pseudonyme – mit 16 Jahren nennt er sich „Samyro“, wenig später legt er sich den Namen „Tristan Tzara“ zu. Eine Wagner-Leidenschaft wird ihm oft angesichts des Namens bescheinigt, die inhaltlich aber angesichts der antisemitischen Tendenzen eines Richard Wagners nur schwer zu halten ist. Plausibler scheinen Übersetzungen aus dem Rumänischen wie „mein trauriges Land“ oder „meine traurige Erde“ zu sein: Tristan Tzaras Enttäuschung über die zunehmende Diskriminierung der Juden in Rumänien findet in dieser Variante wahrscheinlich eher ihren Ausdruck als eine ihm zugeschriebene

Janco samt Brüder auf den Weg Richtung Zürich. Grund sind neben einem künstlerischen Veränderungsdrang die politischen Entwicklungen und der zunehmende Antisemitismus in beider Heimatstadt, der immer stärkere Ausmaße annimmt und die beiden zum Aufbruch drängt. Das neutrale Zürich hingegen gilt seinerzeit vielen Künstlern und Intellektuellen als sichere Anlaufstelle inmitten des kriegerischen Europas, Kontakte sind dort dann auch schnell geknüpft. Es dauert nicht lange, bis Tristan Tzara und Marcel Janco die beiden Künstlerpärchen Hugo Ball und Emmy Hennings sowie Hans Arp und Sophie Taeuber kennenlernen – gemeinsam vereint in dem Bestreben, dem Ersten Weltkrieg und seiner unmenschlichen Absurdität künstlerisch etwas entgegenzusetzen, das mindestens genauso absurd ist. Die Unvernunft und das Magische wollen sie wieder zurückbringen, Kants erkenntnistheoretisches Diktum der Aufklärung außer Kraft setzen, so liest sich die Grundidee in der Chronik des legendären „Cabaret Voltaire“. Jenem Ort, an dem am 5. Februar 1916 „Dada“ das Licht der Welt erblickt

und der fortan als „Wiege“ des Dadaismus gilt.

Tristan Tzara ist als Dichter, aber vor allem auch als konzeptionell Denkender von Beginn an mit von der Partie. Als „jene romantisch-internationale Type, deren propagandistischem Eifer wir eigentlich die ungeheure Verbreitung des Dadaismus zu verdanken haben“ charakterisiert ihn später der Schriftsteller und Dadaist Richard Huelsenbeck, der die Manifeste sammelt und herausgibt.

Am 5. Februar 2016 findet der erste Dada-Abend im Züricher „Cabaret Voltaire“ statt und wird ein Riesenerfolg. Weitere turbulente Abende folgen, in wechselnden Besetzungen und unterschiedlichsten Auftritten. Neben Tanzeinlagen von Emmy Hennings und Kostümvorführungen von Sophie Taeuber werden nicht zuletzt Hugo Balls effektreiche Rezitationen seiner sinnlosen Lautgedichte charakteristische Programmpunkte, die er im Kostüm des „magischen Bischofs“ in hohem Singsang zum Besten gibt. Tristan Tzara wiederum erfindet Simultangedichte und Gebrauchsanweisungen, die sich an keine bestimmten Adressaten wenden, und genauso die Sinnlosigkeit des Ersten Weltkriegs und Willkür auf den Punkt bringen, wie etwa in dem Gedicht „Um ein dadaistisches Gedicht zum machen“ (1916).

Nehmt eine Zeitung.

Nehmt Scheren.

Wählt in dieser Zeitung einen Artikel von der Länge aus, die Ihr Eurem Gedicht zu geben beabsichtigt.

Schneidet den Artikel aus.

Schneidet dann sorgfältig jedes Wort dieses Artikels aus und gebt sie in eine Tüte. Schüttelt leicht.

Nehmt dann einen Schnipsel nach dem anderen heraus.

Schreibt gewissenhaft ab in der Reihenfolge, in der sie aus der Tüte gekommen sind.

Das Gedicht wird Euch ähneln.

Und damit seid Ihr ein unendlich origineller Schriftsteller mit einer charmanteren, wenn auch von den Leuten unverstandenen Sensibilität.

Mit Ende des Ersten Weltkriegs lässt auch das Interesse an den Abendvorstellungen im „Cabaret Voltaire“ nach. 1920 verlässt Tristan Tzara die Schweiz und geht mit Marcel Janco nach Paris, um sich mit Künstlern wie Louis Aragon und André Breton zum französischen Dadaismus zusammenzuschließen, aus dem sich wenig später der Surrealismus gründen wird. Tristan Tzara bleibt dem Surrealismus gegenüber skeptisch, schreibt kunstkritische Abhandlungen und hält an seiner engagierten, politischen Haltung fest. Picabia, Max Ernst und Miró gehören zu seinem engen Bekanntenkreis. In den kommenden Jahren arbeitet er weiter an seiner Dichtung, kämpft im Spanischen Bürgerkrieg und muss in den 1940er Jahren schließlich in Frankreich als Jude untertauchen. Er schließt sich den Kommunisten an und bricht wieder mit ihnen als der ungarischen Aufstand 1956 brutal niedergeschlagen wird.

1963 stirbt der exaltierte Gründer, Monokelträger und theoretische Begleiter des Dadaismus in Paris und hinterlässt ein beachtliches dichterisches Werk wie etwa die „Premiers Poèmes“, in denen es so schön heißt: „An diesem Punkt der Lektüre angekommen, sollte der Leser über das Gelesene nachdenken.“

Ungarische KZ-Film gewinnt Oscar

Ein Gespräch mit Géza Röhrig, Hauptdarsteller im Film „Son of Saul“.

Am 26. Januar, am Abend vor dem Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust, fand in Berlin eine Extravorführung des Films „Son of Saul“ statt, die von der „Claims Conference“ organisiert wurde. Der Film, der am 10. März in die deutschen Kinos kommt, wurde ebenfalls von der „Claims Conference“ teilweise finanziert.

Das abendfüllende Debüt des 38-jährigen Regisseurs László Nemes gewann letztes Jahr den Grand Prix du Jury beim Filmfestival in Cannes, sowie die Auszeichnung „Bester fremdsprachiger Film“ bei den Golden Globe Awards und hat nun den diesjährigen Oscar in der gleichen Kategorie gewonnen.

Protagonist des Films ist Saul Ausländer, ungarischer Jude und Mitglied des Sonderkommandos des KZs Auschwitz-Birkenau. Er ist von dem Wunsch besessen, einen Jungen, den er seinen Sohn nennt, nach jüdischer Tradition zu begraben und sucht dafür unter den Häftlingen nach einem Rabbiner. Gleichzeitig bereitet ein Teil des Sonderkommandos einen Aufstand vor (der Film spielt im Oktober 1944).

Der Film „Son of Saul“ ragt unter anderen Werken hervor, die sich mit der Hölle von Auschwitz beschäftigen. Er ist gänzlich auf das Schicksal eines Einzelnen fokussiert, unterstreicht damit die Einmaligkeit eines jeden menschlichen Lebens und zeigt, wie wichtig es ist, die geistige Stärke zu bewahren, selbst unter solch unmenschlichen Bedingungen. Es sind viele Nahaufnahmen der Schauspieler in diesem Film, wobei die Schrecken des KZs verschwommen dargestellt werden, wie Bruchstücke eines furchtbaren, zwanghaften Alptraums. Jedoch ist die emotionale Ladung der Erzählung so hoch, dass der Film es durchaus mit der Realität aufnehmen kann.

Die Rolle des Saul spielt Géza Röhrig, der in Ungarn geboren wurde und heute in den USA lebt. In den letzten Jahren lehrte er Jüdische Studien an einer New Yorker Hochschule und muss sich jetzt entscheiden, in welche Richtung sein Leben nun gehen soll: Schauspieler oder doch zurück zum Lehren an der Hochschule?

Géza, bis jetzt spielten Sie lediglich eine kleine Rolle in einer ungarischen TV-Serie, die Ende der 80er Jahre ausgestrahlt wurde und seit damals sah man Sie nicht mehr auf einer Leinwand. Und plötzlich – solch eine fantastische schauspielerische Leistung in diesem Film. Wie haben Sie László Nemes kennengelernt?

Wir begegneten einander 2007 in New York und freundeten uns an. Fünf Jahre später gab mir László das Drehbuch zum Lesen, denn er bereitete sich schon darauf vor „Son of Saul“ zu drehen. Das Drehbuch wühlte mich sehr auf. Ich sagte zu László, dass ein solcher Film unbedingt gedreht werden muss. Nach einiger Zeit wurde ich zu den Proben eingeladen, während der wir improvisierten und überlegten, wie wir diese Geschichte in den Rahmen eines Films packen könnten. Zwei Monate später schlug mir László vor, den Saul zu spielen.

Als Hauptdarsteller hatten Sie ja keine einfache Aufgabe vor sich. In diesem Film gibt es so gut wie keine Großaufnahmen, die Kamera filmt Sie fast durchweg aus der Nähe. Sie konnten auch keine Verschnaufpause einlegen oder sich hinter der Musik verstecken.

Nicht einmal hinter den Worten.

Ja, Ihre Figur ist eher wortkarg, jedoch wird ihre innere Welt sehr genau durch Mimik und Blicke wiedergegeben. Wie wurden solch komplizierte Aufnahmen vorbereitet?

Wir wollten keinen Film drehen, in dem die Perspektive der Menschen sichtbar würde, die ein großes Wissen im Gepäck haben, das sie in der Nachkriegszeit gesammelt haben. Auch wollten wir das Ganze nicht zu einer simplen Darstellung der Besonderheiten des Lageralltags werden lassen. Es war nötig, alle Gefühle von Saul wiederzuspiegeln und ein sehr ehrliches Kino über den Zustand eines Men-

nicht kalt lassen kann.

Der Wendepunkt im Leben von Saul passiert als er den Todeskampf des Jungen sieht. Es stellt sich heraus, dass der Junge die Gaskammer überlebte und sich auf wundersame Weise von dort befreite, von wo es keine Rückkehr gibt. Aber nur dafür, um von einem Nazi-Arzt erwürgt zu werden. Ich denke, dass diese überextreme Situation alle Rahmen der Vorstellung sprengt. Dieser Tod ragte aus einem Meer der Tode, aus Tausenden von Tode, die Saul gesehen hat. Und seine Seele wurde durch einen ermordeten Jungen wiedererweckt. Als ob er Saul seine Sün-



Géza Röhrig

schen in einer solchen Situation zu drehen. Es war wichtig für uns, die Gefühle einer Person, die zum Sonderkommando gehörte und sich ständig in der Nähe der Gaskammern und Krematorien befand

den vergeben hätte. Ein tiefes Mitgefühl wühlt ihn auf – ein Gefühl, das ihn lang genug nicht mehr heimgesucht hatte. Davor war er wie erstarrt, als ob eine gefühlslose Maske an sein Gesicht geklebt

„Der Protagonist entdeckt einen Jungen, der die Gaskammer überlebt hat, aber nur dafür, um kurz darauf von einem Nazi-Arzt erwürgt zu werden.“

zu verstehen. Diese Menschen hatten sehr begrenzte Informationen darüber, was außerhalb, ja auch innerhalb des Lagers passierte. Sie waren traumatisiert, sowohl psychisch als auch physisch. Und sie versuchten trotzdem, die Welt zusammenzuhalten, die vor ihren Augen auseinander fiel. Dies erzeugte einen hochgradigen Schock. Wir verstanden, dass es in einer solchen Realität keine Monologe geben konnte und bemühten uns, die Empfindungen eines Menschen mit anderen Mitteln wiederzugeben. Wir versuchten zu zeigen, wie ein einzelner Tag eines Menschen an einem solch schrecklichen Ort aussehen könnte.

Ganz am Anfang des Films ist das Gesicht von Saul absolut frei von jeglichen Emotionen. Das ist verständlich: zusammen mit den anderen Mitgliedern des Sonderkommandos musste er eine höllische Arbeit leisten und solch ein distanziertes Verhalten war eine Art von Schutzreaktion. Saul verschmolz mit der Rolle eines Bio-Roboters, der auf bestimmte Abläufe programmiert wurde. Und plötzlich, als würde er erwachen, sieht er einen Jungen, der die Gaskammer überlebt hat. Das ist eine sehr emotionale Wende, die einen

würde. Saul konnte sich nicht einmal anstrengen, um zu fühlen. Und nun passierte etwas, das ihn bis in die Tiefen seiner Seele traf. Und Saul, der seine Seele zurück bekam ist voll von Dankbarkeit dafür. Aber was kann er für einen Toten tun, wie seine Schuld begleichen? Ihn auf würdige Weise begraben.

Jedoch gibt es dabei ein Dilemma: als er aus der Erstarrung erwachte, könnte Saul sich um die Lebenden kümmern, tat aber alles ihm nur Mögliche für einen Toten, der begraben werden musste. Das ist eine Geste von einer sehr hohen geistigen Ebene, die nicht jeder im Stande ist zu würdigen.

Das sehe ich auch so. Das, was Saul tat, war nicht praktisch. In dieser Tat gibt es keinen sofort erkennbaren sozialen Subtext. Aber die Musik ist ja auch unpraktisch. Wir können uns durch sie nicht ernähren, ohne sie aber können wir auch nicht überleben. Sie ist das natürliche Streben zur Schönheit. Manchmal handelt man, weil man einen starken Impuls im Inneren spürt. Solche Handlungen können irrational und unlogisch erscheinen, jedoch ist das die richtige Richtung. Das nennt man Intuition, Inspiration.

Saul ist bereits felsenfest davon überzeugt, dass sein Leben ein Ziel bekommen hat, dass er dieses Ziel unbedingt verfolgen muss. Er versteht, dass in dieser Handlung seine Bestimmung liegt, wenn er sich als Mensch erhalten will. Das ist seine Art des Aufstandes.

Hatten Sie eine Chance, sich mit jemandem zu unterhalten, der ein Mitglied des Sonderkommandos war?

Ich sprach mit dem wohl Letzten dieser Menschen. Sein Name ist Dario Gabbai. Er ist ein griechischer Jude und war 22, als er nach Auschwitz gebracht wurde. Jetzt ist er 93 und lebt in Los Angeles. Ich und László trafen ihn schon nach der Beendigung der Dreharbeiten und zeigten ihm einen fertigen Film. Sein Urteil war sehr wichtig für uns, denn er war mit kleinsten Details der Arbeit des Sonderkommandos, des Lager-Alltags und des Aufstandes von Auschwitz vertraut. Es ist schade, dass das Treffen mit einem solchen Menschen erst nach den Dreharbeiten stattfand, jedoch konnten wir uns so vergewissern, dass wir auf dem richtigen Weg waren.

Verzeihen Sie die folgende Frage: ich weiß, dass ihr Vater starb, als Sie vier Jahre alt waren und ihr Onkel Ihnen nicht erlaubte, zu der Beerdigung zu gehen. Könnte man sagen, dass dieser Film auch zu einer persönlichen Abrechnung mit dem Tod eines geliebten Menschen wurde?

Der Tod meines Vaters erschütterte mich. Das ist immer so, wenn zwischen dem Vater und dem Sohn sich eine vertraute Beziehung einstellt. Es ist sehr wichtig, dass man die Möglichkeit des Abschieds hat, wenn jemand Nahestehendes aus seinem Leben weggeht. Du siehst wie dieser Mensch in die Erde herabgesenkt wird und begreifst, dass du ihn niemals wiedersehen wirst. Darin besteht der Sinn des Abschiedsrituals. Aber ich war um die Möglichkeit gebracht an ihm teilzunehmen. Ich denke, mein Onkel irrte, als er versuchte mich von diesem Ritual abzuschirmen. Und die Dreharbeiten an dem Film, in dem Saul versucht den Jungen zu begraben, der ihm nah geworden ist halfen mir auf der persönlichen Ebene – es ist so, als ob ich nach vielen Jahren mich von meinem Vater verabschiedet hätte.

Ich denke, es ist sehr wichtig, dass dieser Film jedem einzelnen Zuschauer einen Spielraum für seine eigenen Gedanken freilässt. Da gibt es keine streng festgesetzte Vorgabe, wie man das alles, was man auf der Leinwand sieht wahrzunehmen hat. Und obwohl Saul behauptet, der Junge wäre sein Sohn, kann man dies auf einer metaphysischen Ebene verstehen, als ob es sich um einen noch nicht geborenen Sohn des Protagonisten handeln würde.

Ich bin Ihrer Meinung und denke, dass jedes wertvolle Kunstwerk auf einer bestimmten Ebene geheimnisvoll bleiben soll – wie das Lächeln der Mona Lisa. Du kannst ein atemberaubendes Konzept entwerfen, kannst aber nicht sicher sein, dass es noch Menschen viele Generationen nach dir begeistern wird. Damit es aber so wird, muss das Kunstwerk eine Vielschichtigkeit aufweisen, muss reich sein an verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten. Das ist kein Kreuzworträtsel, das eine einzige Lösung hat. Man muss dem Zuschauer das Recht geben, den Sinn nach seiner eigener Sicht zu erkennen. Unser Film wurde von Verleihfirmen aus 80 verschiedenen Ländern gekauft. In den kommenden Monaten werden Millionen von Zuschauern ihn sehen. Wir sind sehr glücklich darüber.

Das Gespräch führte Sergey Gavrilov (Aus dem Russischen übersetzt von David Serebrjanik)

Idan bringt sie alle zusammen

Idan Raichel präsentierte sein neues Album in Berlin

Von Ulrike Stockmann

Einer der am meisten gefeierten israelischen Musiker gab sich am 22. Februar im „Lido“ in Berlin-Kreuzberg die Ehre. Idan Raichel stellte mit seinem Musiker-Quartett sein neues Album „At the Edge of the Beginning“ vor, das genau einen Monat vorher erschienen ist. Für die JÜDISCHE RUNDSCHAU besuchte ich das Konzert und traf den sympathischen Kopf der Combo hinterher zu einem kurzen Interview.

2003 wurde der Sänger, Keyboarder, Texter und Komponist Idan Raichel in Israel über Nacht zum Star, als er das „Idan Raichel Project“ ins Leben rief. Dieses Band-Konzept versammelt Musiker aus aller Welt, um aus verschiedenen Klang-Einflüssen gemeinsame Musik zu machen. Die Besetzung des Projektes wechselt ständig, wobei Raichel mit manchen Künstlern seit Jahren zusammen musiziert. So entstanden seither neun Alben mit folkloristischer Popmusik. Bisher arbeitete er meist mit Musikern israelischer, äthiopischer, arabischer, südafrikanischer oder lateinamerikanischer Herkunft. 2013 kollaborierte Raichel hingegen mit dem deutschen Countertenor Andreas Scholl und dem portugiesischen Faro-Star Ana Moura. Dementsprechend vielseitig und interessant klingt die Gruppe. Raichel selber singt auf Hebräisch und begleitet sich und andere Sänger am Keyboard. Mit seinem Projekt hat er bisher weltweit erfolgreiche Konzerte gegeben.

Auf seinem diesjährigen Berliner Konzert erlebte ich den Sänger zum ersten Mal live. Ich war sehr beeindruckt von der Natürlichkeit, mit der Idan seine Songs vorstellte und mit dem Publikum interagierte. Der Saal im „Lido“ war mit 450 Personen gut gefüllt, aber zum Glück nicht zu voll. Die Atmosphäre empfand ich für ein Konzert unglaublich entspannt und familiär, aber das lag wohl hauptsächlich an der großen Lockerheit, mit der Idan und seine Kollegen den Abend gestalteten sowie der Ruhe, die das neue Album der Combo ausstrahlt.

Idan Raichel präsentierte ein zweigeteiltes Programm: Zunächst spielte er seine neuen Lieder am Keyboard, nur begleitet von einem Schlagzeuger und einem Bassisten. Sein aktuelles Album wird dominiert von ruhigen, balladesken Liedern, in denen Idan über seine Zukunft sinniert und hinterfragt, welche Dinge ihm im Leben wirklich wichtig sind. Nicht umsonst hat er seine neue Platte im Keller seines Elternhauses eingespielt – dem Platz, an dem sein musikalisches Schaffen begann: „Ich habe diesen Ort ausgesucht, weil er das Umfeld ist, in dem ich als Kind und Musiker begonnen habe. Ich dachte, es wäre ein guter Ort, um eine Vorstellung von Familie zu bekommen. Denn hier habe ich mich sicher gefühlt und alles war noch sehr unschuldig“, sagt Raichel über die drei Monate, die die Aufnahmen in Anspruch nahmen. Unter dem Motto „Back to the Roots“ ist ein sehr persönliches Album mit wunderschönen Liedern entstanden, das als ungewöhnlich für seine Karriere zu bezeichnen ist, da das Projekt bisher vor allem für feurige und leidenschaftliche Melodien bekannt war.

Geschichten versteht Idal übrigens nicht nur musikalisch zu erzählen.

Während des Auftritts gab er einige kleine Anekdoten zum Besten, vor allem über seine Frau, mit der er zwei kleine Töchter hat. So schwanden vor Kurzem Idals heißgeliebte Dreadlocks, die zu seinem Markenzeichen geworden waren: „Ich könnte euch eine Menge philosophischer Gründe dafür nennen, warum ich nun Glatze trage. Aber eigentlich ist es ganz einfach – meine Frau meinte, diese Dreads sehen bekloppt aus.“

Er gab auch eine persönliche Definition seiner Musik: „Viele Leuten sagen,

ich mache Weltmusik. Ich selber hingegen würde meine Musik als israelische Musik beschreiben. Weltmusik heißt für mich, sich auf seine Wurzeln zu besinnen und Musik aus seiner Heimat zu spielen. Also hoffe ich, dass ihr nach diesem Abend das Gefühl habt, israelische Musik gehört zu haben.“

Im zweiten Teil des Konzerts holte sich Idan zwei weitere Mitstreiter auf die Bühne: Die israelische Sängerin Maya Avraham, die auf Hebräisch und Arabisch singt sowie den Sänger

Avi Wogderess Vasa. Gemeinsam mit Idan präsentierten sie frühere Lieder des Projektes. Nun wurden die Rhythmen lebhafter und brachten das Publikum zum Tanzen. Maya bestach durch ihre lautmalerische, sinnliche Stimme während Avi mit seinem stimmungs-vollem Auftritt für Ausgelassenheit sorgte.

So näherte sich ein abwechslungsreicher Konzertabend dem Ende, der dem Publikum zwei sehr gefühlvolle und melodische Stunden bereitet hatte.



Weltmusiker Idan Raichel

Interview mit Idan Raichel

JR: Wenn du dein neues Album „At the Edge of the Beginning“ in drei Worten beschreiben müsstest, welche wären das?

Idan Raichel: Müsste ich mein Album in annähernd drei Worten beschreiben, würde ich sagen: „Willkommen (in) meiner Welt.“ Und zwar, weil es das Publikum in meine innere Welt entführt. Der Klang ist sehr intim. Fans meines „Idan Raichel Projects“ können auf diesem Album nachvollziehen, wo die Wurzeln meiner Musik liegen. Andererseits ist diese Platte auch ein toller Einstieg für Leute, die meine Musik noch gar nicht kennen.

Was ist dein größter Einfluss in der Musik?

Musikalisch ist mein größter Einfluss die weltweite Folklore-Musik, also traditionelle Musik aus verschiedenen Teilen der Welt. Persönlich inspirieren mich Geschichten, die mir über Menschen erzählt werden.

Während deines Konzertes eben hast du deine Musik als israelische Musik beschrieben. In deinem „Idan Raichel Project“ kombinieren du und deine Mitmusiker jüdische Musik mit äthiopischen und arabischen Klängen. Sind diese Einflüsse für dich ein Teil Israels?

Israel ist für mich einer der interessantesten Schmelztiegel überhaupt. Es ist eine multikulturelle Nation mit Immigranten aus verschiedenen Teilen der Welt und damit auch verschiedensten Sprachen. Für mich macht das die israelische Musik aus. Daher versuche ich, wenn ich israelische Musik kreierte, den Klang dieses Schmelztiegels wiederzugeben.

Wie erlebst du das Zusammenleben von Arabern und Juden in Israel?

Das Zusammenleben von Arabern und Juden begann ja eigentlich noch vor der Gründung des Staates Israel und

hält bis heute an. In vielen tollen Städten wie Haifa, Akkon, Jaffa, Ramla oder Lod leben Araber und Juden in friedlicher Koexistenz zusammen. Die Medien berichten leider immer nur über die Konflikte. Tatsächlich gestaltet sich das Leben als Nachbarn aber vielerorts harmonisch.

Du bist ein sehr erfolgreicher Musiker in Israel und hast Fans auf der ganzen Welt. Wirst du in deinem Land auch mit Leuten konfrontiert, die nicht verstehen, warum du musikalisch kulturellen Austausch suchst?

Bis heute ist das „Idan Raichel Project“ eines der bekanntesten und beliebtesten israelischen Bands. Und damit will ich nicht sagen, dass das an mir liegt, sondern an den über 150 Musikern und Sängern aus aller Welt, die im Laufe der Jahre daran mitgewirkt haben. Ich glaube, durch diese Vielzahl kann sich jeder im Publikum in dem Projekt wiederfinden. Seither fühlt es sich an, als würden sowohl die Zuschauer als auch die Medien uns umarmen. Wir haben wirklich Glück: Mit negativer Resonanz wurden wir in zwölf Jahren noch nie konfrontiert.

Während der letzten Jahre habt ihr einige Konzerte in Berlin gespielt. Was ist dein Eindruck von der Stadt? Verstehst du den Hype um die Berliner Künstler-Szene?

Ja, wir haben schon öfters hier gespielt. Und auch dieses Mal empfinde ich Berlin als eine der großartigsten Kreativ-Hauptstädte der Welt neben Paris, London oder auch Tel Aviv. In Berlin gibt es auf der einen Seite gute klassische Musik, die Philharmoniker sind zum Beispiel super. Auf der anderen Seite sind natürlich auch der Jazz-Bereich, die vielen DJs, die gesamte Untergrund-Szene sehr spannend. Darum fühlen wir uns hier auch so wohl, weil Berlin für so vielfältige Musik offen ist; auch uns gegenüber, die wir in fremden Sprachen singen. Wir kommen jedes Mal gerne wieder.

Wie die Juden ein trockenes Land grün machten

Entsalzen, Schläuche, Limane und Wasser-Recycling in Israel

Von Nikoline Hansen

Wer träumt nicht davon die Wüste grün zu machen? Eine Herausforderung der ganz besonderen Art. In Israel wird seit langem an diesem Projekt gearbeitet. Schon die jüdischen Einwanderer Anfang des 20. Jahrhunderts begannen mit der Anpflanzung von Bäumen. Dies hatte seinerzeit ganz pragmatische Gründe: Nach dem osmanischen Bodengesetz reichte der Erwerb von Landbesitz alleine nicht aus, um einen Anspruch auf das Land durchzusetzen, sondern die erworbenen Gebiete mussten auch so gekennzeichnet werden, dass sie schon von Weitem erkennbar waren. Die Anpflanzung von Bäumen war also die Wahl der Stunde zur Markierung des erworbenen Gebietes – weshalb nach wie vor der Begriff „Grüne Linie“ verwendet wird, wenn es um die Grenzen des Staates Israel geht.

Allerdings war das Anpflanzen der Bäume unter den gegebenen Bedingungen nicht so einfach – bei einer der ersten großen Pflanzaktionen im Jahr 1908 überlebten von 12.000 Setzlingen nur 3.000. Das zeigt: Aufforstung in Gebieten, in denen das Wasser knapp ist, erfordert nicht nur Expertenwissen, sondern auch kreative Denkansätze und Innovationsfreude. Fortan wurden also nicht nur geeignetere Baumarten für die Bepflanzung ausgewählt und eine gezielte Aufforstung in den für die Landwirtschaft weniger geeigneten Gebieten betrieben, sondern es wurden auch alte Methoden der Aufforstung wieder entdeckt und mit neuen, durch den technologischen Fortschritt möglich gewordenen Maßnahmen kombiniert. So erfolgte eine kontinuierliche Entwicklung. 1935 waren schon 1,7 Millionen Bäume gepflanzt, 1950 waren es bereits acht Millionen und inzwischen liegt die Zahl der in Israel gepflanzten Bäume im dreistelligen Millionenbereich. Damit dies so bleibt und der Wald weiter wächst, wird nicht nur gepflanzt, sondern es wird auch in die grundlegende wissenschaftliche Forschung investiert. Das betrifft nicht nur die biologischen Aspekte und die fortschreitende Entwicklung resistenter Pflanzen und ökologischer Lebensräume, sondern ganz besonders auch die Wasserwirtschaft.

Heute sind Wälder und Blumen ein gewohntes Bild im israelischen Alltag. In jeder Stadt wachsen üppige Blumenrabatten, die von einem ausgeklügelten Bewässerungssystem am Leben erhalten werden: ein typisches Bild sind die braunen Schläuche, die sich durch die Rabatten schlängeln und mit recyceltem oder speziell aufbereitetem Wasser die teilweise üppige Vegetation ermöglichen und am Leben erhalten. Auch viele Stadtbäume in den zahlreichen Parks werden auf diese Art im Wachstum unterstützt, denn nicht alle Bäume können mit ihren Wurzeln von vornherein vom Grundwasser profitieren, das zumal in den Küstenregionen oft selbst in hohem Maße salzhaltig ist. Ein künstliches Bewässerungssystem trägt also wesentlich dazu bei, in den besiedelten Gebieten grüne Oasen zu schaffen. Auch extensive Landwirtschaft wie sie in Israel nicht nur zur Ernährung der eigenen Bevölkerung besonders mit frischem Gemüse, Obst und Kräutern sondern auch zum Export (etwa der berühmten Zitrusfrüchte) betrieben wird, benötigt viel Wasser. Israel ist im nachhaltigen Umgang mit Wasser deshalb inzwischen weltweit führend.

Nun ist Wasser eine Ressource, die in



קרן קיימת לישראל

Als Israels größte Umweltorganisation begründet der JNF-KKL Israel seit über 114 Jahren durch 80.000 Hektar Baumpflanzungen und über 230 Wasserreservoirs.

Israel knapp ist – was nicht zuletzt auch immer wieder zu massiver Kritik an vorgeblicher israelischer Wasserverschwendung führt, die angeblich den „Palästinensern“ das Wasser abgräbt (obwohl die palästinensischen Araber heute unter israelischer Kontrolle mehr Wasser zur Verfügung haben als sie das jemals zuvor hatten, und über mehr Wasseranschlüsse pro Kopf als die Araber in den Nachbarländern Syrien und Jordanien verfügen). Fakt ist: Israel tut viel dafür, dass Wasser nachhaltig zur Verfügung steht – und das nicht nur in Israel, sondern auch in

Möglichkeiten der Bewässerung im Rahmen eigener Projekte entwickelt. Der jüdische Nationalfonds ist in 45 Ländern weltweit aktiv und bündelt die entsprechenden Aktivitäten in Israel. Er entstand 1901 mit der Zielsetzung, ein jüdisches Land zu gründen und trug entscheidend zur Staatsgründung Israels bei. Insofern ist es auch nicht verwunderlich, dass der jüdische Nationalfonds trotz seiner vielfältigen nachhaltigen und erfolgreichen ökologischen Tätigkeiten immer wieder von den Gegnern eines jüdischen Staates verunglimpft wird. Das ist außerordentlich bedauerlich, da der kleine, damals zu Groß-Palästina gehörende Landstrich ohne die kontinuierliche emsige Arbeit des KKL kaum zu dem attraktiven Gebiet geworden wäre, das heute vielen Millionen Menschen Nahrung, Erholung und nicht zuletzt ausreichend Trinkwasser bietet, um komfortabel leben zu können.

Zu den vorrangigen Aktivitäten des KKL gehören daher seit einiger Zeit vor allem auch Wasserprojekte: Etwa die Wasser-Recycling-Anlage Yerucham in der Wüste Negev, eines von mehreren Recycle-Projekten, die in jüngster Zeit entstanden sind. Die Zahlen, die der

ebenfalls betriebene Gewinnung von Wasser aus Salzwasser ist energieaufwändig und somit ein verhältnismäßig teures Unterfangen, das daher zur Bereitstellung großer Wassermengen eher ungeeignet ist. Sinnvoll ist deshalb der Rückgriff auf alternative Methoden, die nicht nur in Israel Anwendung finden. Eine davon ist das Anlegen kleiner Wäldchen mitten in der Wüste, sogenannter Limane. Hierzu wird ein Becken ausgehoben, sodass eine kleine Senke entsteht, in der sich das Flutwasser während der Regenzeit ansammeln kann. Dadurch entsteht nicht nur ein kleines Wasserreservoir zur Versorgung der bereits etwas größeren Bäume, die dann entsprechend angepflanzt werden, sondern es wird zugleich verhindert, dass das Flutwasser an anderer Stelle Schaden anrichtet. Sobald ein derartiger Liman etabliert ist, zieht er neues Leben an und kann sich entsprechend durch die eintretende Verbesserung der Bodenqualität weiter ausbreiten. Inzwischen gibt es eine ganze Reihe derartiger kleiner Oasen in der Wüste und es kommen immer wieder neue dazu. Das Anlegen eines Limans kostet je nach Größe zwischen € 25.000 und 40.000 Euro.

Etwa 150 Baumarten werden in Israel angepflanzt, wobei auf eine gute Durchmischung geachtet wird zwischen schnell und langsam wachsenden Bäumen, Nutzbäumen oder immergrünen Nadelbäumen. Dabei werden auch eigene Züchtungen betrieben, so entstand beispielsweise ein typischer Eukalyptusbaum, den man inzwischen häufig in Israel antrifft und der aufgrund seiner roten Blütenstände auffällig ist. Eukalyptusbäume gehören zu den schnell wachsenden Baumarten, sie wurden in Israel ursprünglich zur Austrocknung von Sumpfbereichen angepflanzt, sind aber auch beliebte Schattenspendler. Andere häufig gepflanzte Bäume wurden bereits in der Bibel erwähnt, so der Granatapfelbaum, der zu den sieben Arten zählt, die zu den Symbolen Israels wurden: Weizen, Gerste, Wein, Feigen, Oliven, Datteln und der Granatapfel.

Nicht umsonst ist eines der jüdischen Feste, das mit großer Freude gefeiert wird, Tu B'Schwat, das Neujahrsfest der Bäume. An diesem Tag, werden traditionsgemäß mindestens 15 verschiedene Früchte verspeist – die Früchte der „Sieben Arten“ sind immer ein Teil davon. Traditionell werden an Tu B'Schwat, dem 15. Schwat des jüdischen Kalenders auch Bäume gepflanzt. Dieses Jahr fiel der Tag zwar bereits auf den 25. Januar. Aber in Israel ist immer die richtige Jahreszeit, einen Baum zu pflanzen, außer im Schmitta-Jahr, dem 7. Jahr, in dem der jüdischen Religion folgend der Boden ruhen soll, um neue Kraft zu sammeln. Das letzte Schmitta-Jahr fiel auf die Zeit zwischen September 2014-2015, die während dieser Zeit gespendeten Bäume wurden später nachgepflanzt.

Erst im Jahr 2013 wurde der „Internationale Tag des Waldes“ von der UN-Vollversammlung eingeführt – reichlich spät, wenn man bedenkt, dass die Wälder weltweit eine Grundlage für nachhaltiges Leben auf unserem Planeten sind. In Israel genießen der Wald und der Traum davon, die Wüste grün zu machen, einen besonderen Stellenwert. Denken Sie daran, wenn am 21. März, dem „Internationalen Tag des Waldes“, Wälder in aller Welt gefeiert werden.

Die Abwässer von Tel Aviv werden zu 100 % in der Industrie und der Landwirtschaft wieder verwendet.

den „palästinensischen“ Gebieten, die wirtschaftlich trotz massiver Subvention nicht in der Lage sind sich selbst zu versorgen. Im Laufe der letzte Jahre entwickelte sich Israel auf dem technischen Gebiet der Wasseraufbereitung sowohl, was das Trinkwasser betrifft (die Qualität des israelischen Trinkwasser gehört zu den besten der Welt und ist im Nahen Osten einmalig), als auch des recycelten Brauchwasser für die Landwirtschaft und Aufforstung zu einer der führenden Nationen – wenn nicht gar zu der führenden Nation überhaupt.

Dafür sorgt die eigene Wasserbehörde, die dem Ministerium für Nationale Infrastruktur, Energie und Wasserversorgung untergeordnet ist. Hierzu gehört auch Mekorot, Israels nationales Wasserunternehmen, das für die praktische Durchführung verantwortlich ist und sauberes Wasser zur Verfügung stellt: 80 Prozent des von Mekorot gelieferten Wassers ist Trinkwasser, das 70 Prozent des in Israel verbrauchten Wassers ausmacht.

Dieses Wasser alleine reicht zur Aufforstung der Wüste allerdings nicht aus. Deshalb hat der Jüdische Nationalfonds Keren Kayemeth LeIsrael (in Deutschland Jüdischer Nationalfonds e.V., gängige Abkürzung KKL) Methoden und

KKL auf seiner Webseite präsentiert, sprechen für sich: „Jedes Jahr fallen in Israel 520 Millionen Kubikmeter Abwässer an, wovon 375 Millionen Kubikmeter recycelt und wieder genutzt werden. In der Vergangenheit musste die Landwirtschaft zu 70 % mit Frischwasser versorgt werden, heute sind es nur noch 40 %. ... Die Abwässer aus dem Großraum Tel Aviv werden sogar zu 100 % in der Industrie und der Landwirtschaft wieder verwendet.“ Die Recycling-Anlage ist zu einem wichtigen Faktor für die Landwirte geworden. So gibt es zwei Arten von Wasser in Israel, die aus Leitungen kommen: „Insbesondere für die peripheren Regionen Galiläa und Negev, in denen am meisten Landwirtschaft betrieben wird, sind die Recycling-Anlagen überlebenswichtig. Wenn Sie das nächste Mal in Israel übers Land fahren, achten Sie einmal auf die lilafarbenen Pipelines. Die Farbe Lila zeigt an, dass hier recyceltes Wasser transportiert wird, während die Farbe Blau Trinkwasserleitungen kennzeichnet.“

Wasser-Recycling zur landwirtschaftlichen Versorgung ist die eine Seite der Wasserwirtschaft, für die Aufforstung der Wüste reicht das so gewonnene Wasser jedoch nicht immer aus. Auch die

Von Claudia Trache

Die Seele des Schwarzwalds

Berthold Auerbach – ein deutscher Volksdichter jüdischer Herkunft

Weltweit bekannt wurde Berthold Auerbach durch seine Schwarzwälder Dorfgeschichten, die ab 1843 erschienen. Selbst Kind eines Dorfes im Schwarzwald verarbeitete er in den ersten Erzählungen das Leben im jüdisch-katholischen Dorf Nordstetten. Wie sein Großvater sollte er eigentlich Rabbiner werden. Doch seine Mitgliedschaft bei der verbotenen Burschenschaft „Germania“, brachte ihm polizeiliche Untersuchungen und letztlich 1837 zwei Monate Haft auf der Festung Hohenasperg ein. Damit wurde ihm die Zulassung zum Examen verweigert. So wurde er aus finanzieller Not Schriftsteller.

In seinen Werken beschäftigte er sich nicht nur mit jüdischen Themen, sondern im Verlauf der Jahre zunehmend mit den gesellschaftlichen Veränderungen in den deutschen Ländern. Über den Ausgang der Revolution 1848/49 war er enttäuscht. Diese hatte er als Liberaler geistig in seinen Dorfgeschichten wie „Befehlere“ oder auch in seinem Volkskalender „Der Gevattersmann“ mit vorbereitet. Darin stellte er in geschickter, volkstümlicher Form die Willkür des Polizeistaates bloß, beschrieb in seinen Texten demokratisches Denken und Handeln und trat für die Pressefreiheit ein. Gleichzeitig kündigte er die kommende Revolution sowie die baldige deutsche Einheit an.

Er beschäftigte sich ganz bewusst mit zeitgenössischen Themen. Dazu zählten zum einen das Aufwachen der Jugend in großem Reichtum, die Auseinandersetzung zwischen amerikanischer und deutscher Kultur sowie die Auswanderung nach Amerika bzw. die Rückwanderung. Bildung, Aufklärung und Liberalismus waren für Berthold Auerbach wichtige Pfeiler. Er beschäftigte sich mit dem Reformjudentum und jüdischen Philosophen, insbesondere mit Baruch de Spinoza (1632-1677). Über ihn verfasste er einen Roman bzw. übersetzte dessen Werke ins Deutsche. Er schätzte Spinoza für sein freiheitliches Denken, seinem Sich-lösen von der Orthodoxie und seinem überkonfessionellen, religiösen Ansatz. Aber auch Gotthold Ephraim Lessing war für ihn eine prägende Person, da er für Toleranz kämpfte, Fürsprecher gegen antisemitische Tendenzen seiner Zeit war und für praktische Menschenliebe und die Überwindung des Konfessionalismus eintrat.

1881 erschien Auerbachs Werk „Die Genesis des Nathan“. Darin schilderte er zusammenfassend, welche Bedeutung Lessing für ihn hatte. Tief enttäuscht war er von der zunehmenden Hetze gegen Juden im Deutschen Reich, die seine letzten Lebensjahre begleiteten. Berthold Auerbach starb am 8. Februar 1882 im französischen Cannes, wo er sich wiederholt zur Kur aufhielt.

Deutscher, Schwabe, Jude

Berthold Auerbach wurde als Moses Baruch Auerbacher am 28. Februar 1812 in Nordstetten bei Horb als neuntes von zwölf Kindern geboren. Sein Vater Jakob Auerbacher war ein jüdischer Handelsmann, sein Großvater Baruch Auerbacher Rabbiner. Das Zusammenleben zwischen Juden und Katholiken gestaltete sich damals in seinem Heimatort nahezu problemlos. Berthold Auerbach besuchte ab 1822 die neugegründete jüdische Gemeindegemeinschaft nach Hechingen, da er, wie sein Großvater, Rabbiner werden sollte. Nach dem Tod seines Großvaters mütterlicherseits 1827 verarmte die Familie, sodass er die Talmudschule verlassen musste. Er setzte seine Ausbildung in Karlsruhe fort und wohnte dort zunächst bei seinem Onkel Maier.

Diesen Onkel begleitete er 1828 zu einer Kur nach Wildbad. Beeindruckt von der Schwarzwaldlandschaft begann Berthold Auerbach mit ersten schriftstellerischen Versuchen. In Karlsruhe lernte er auch Jakob Auerbach, einen entfernten Verwandten kennen. Mit ihm stand er bis zum Lebensende in regem Briefwechsel. Dieser wurde auf Wunsch Berthold Auerbachs nach dessen Tod veröffentlicht. Darin werden zum einen seine Lebensanschauungen deutlich. Gleichzeitig stellt es ein interessantes zeitgeschichtliches Dokument dar. 1830 ging Berthold Auerbach nach Stuttgart und besuchte das Gymnasium. Zwei Jahre später schrieb er sich an der Universität Tübingen zunächst als Jurastudent ein. Bereits im zweiten Semester studierte er jüdische Theologie und Philosophie. Er trat der verbotenen Burschenschaft „Germania“ bei, war zunächst Kneip-Mitglied, später Mitglied der „äußeren Verbindung“. Unter dem zunehmenden politischen Druck in Tübingen, wechselte er 1833 an die Universität nach München, wurde jedoch wenig später wegen seiner Kontakte zur Burschenschaft verhaftet und in Tübingen verhört. Ende November wurde er von der Universität verwiesen und unter Polizeiaufsicht gestellt, durfte aber sein Studium in Heidelberg fortsetzen.

Aufgrund der polizeilichen Ermittlungen wurde er letztlich nicht zum Rabbinatsexamen zugelassen. Berthold Auerbach hat seine jüdischen Wurzeln nie geleugnet. Ein Übertritt zum christlichen Glauben kam für ihn nie in Frage. 1838 wurde Auerbach Mitglied der jüdischen

da zu thun? Müssen wir in unserem Alter unthätig und still duldend zusehen, wie das Unheil immer größer wird und was die Kinder in den Schulen leiden von Lehrern und Mitschülern? Ich sehe in die trübste Zukunft hinein.“ (Marburger Magazin 36/1985, S. 97)

Dorfgeschichten und „Gevattersmann“ Bereits während seiner Studienzeit begann er zu schreiben. Nachdem er nicht mehr Rabbiner werden konnte, musste



er als Schriftsteller sein Auskommen finden. 1834 erschien in der „Zeitung für die elegante Welt“ anonym ein Korrespondentenbericht aus Stuttgart über „die Unterhaltung – Maskenbälle und Con-

„Wegen seiner Mitgliedschaft in der verbotenen Burschenschaft „Germania“ und der anschließenden polizeilichen Untersuchungen durfte er kein Rabbiner werden.“

Freimaurerloge „Zur aufgehenden Morgenröthe“ in Frankfurt am Main, in der Ludwig Börne (1786-1837) einer der ersten Mitglieder war. In seiner Schrift „Der gebildete Bürger“ von 1843 empfiehlt Berthold Auerbach die Lektüre von Börne. Ansonsten distanziert er sich von den Autoren des „Jungen Deutschland“. Bereits 1836 forderte er in seiner Schrift „Das Judentum und die neueste Literatur. Kritischer Versuch von Berthold Auerbach“: „Gebt uns das Vaterland, dem wir durch Geburt, Sitte und Liebe angehören.“ (Gerhard Rosin in: Berthold Auerbach. Schwarzwälder Dorfgeschichten, 1969, S.373). Er strebte wie alle Juden danach als gleichberechtigter deutscher Bürger anerkannt zu werden. Im reifen Alter charakterisierte sich Berthold Auerbach: „Ich bin ein Deutscher, und was anders könnte ich nicht sein, ich bin ein Schwab, und was anders möchte ich nicht sein, ich bin ein Jude, und das hat die richtige Mischung gegeben.“ (Walter Hagen, Nachwort in: Berthold Auerbach. Erzählungen, 1962, S. 119).

Die zunehmende Hetze gegen die Juden, vor allem seit der Gründung des Deutschen Reiches 1871, belasteten seine letzten Lebensjahre schwer. Am 11. November 1880 schrieb er an Jakob Auerbach: „... die tiefe Verletzung, die Aufreizung zur Empörung, den scheelen Blick, der auf jeden Juden fällt ... und ich kenne die Welt genugsam, ich weiß, wie im Casino zu Rastatt und in der Weinstube in Bingen und im Bierkeller in München das alles mit Jubel aufgenommen wird. Was ist

certe-Theater“. Von 1834 bis 1836 veröffentlichte er unter dem Namen Theobald Chauber seine Geschichte über Friedrich den Großen. 1837 musste er zunächst eine zweimonatige Haftstrafe auf der Festung Hohenasperg absitzen. In dieser Zeit arbeitete er bereits am Spinoza-Roman, der noch im gleichen Jahr erschien. 1841 begann er an den Dorfgeschichten zu arbeiten. Nachdem es zwölf Verleger ablehnten, seine Dorfgeschichten als Buch herauszugeben, war er 1843 bei dem neugegründeten Verlag von Friedrich Bassermann in Mannheim erfolgreich.

Der erste Band enthielt neun Dorfgeschichten und wurde ein großer Erfolg. Gustav Freytag, mit dem sich Berthold Auerbach 1847 in Breslau anfreundete, urteilte über die Schwarzwälder Dorfgeschichten: „...die beiden ersten Bände der Schwarzwälder Dorfgeschichten waren bei weitem das Wirksamste, was er geschaffen hat, für Deutschland ein literarisches Ereigniß, ... der frische treuherzige Gesell, ... ward, wohin er kam, mit Begeisterung empfangen und als Verkünder einer neuen Gattung von Poesie gefeiert.“ (Marburger Magazin 36/1985, S.54) Da deren Leser wider Erwarten mehr zum gehobenen Bürgertum zählten, beschloss Berthold Auerbach für das einfache Volk, dem er sich stets verbunden fühlte, Kalendergeschichten zu schreiben. Während er an weiteren Dorfgeschichten schrieb und bis 1844 die Redaktion des „Deutschen Familienbuches“ innehatte, arbeitete er am Volkskalender „Der Gevattersmann“, den er bis 1848 herausgab.

Dieser Kalender, den Berthold Auerbach komplett alleine schrieb, war zeitweise in einigen deutschen Ländern verboten. Im September 1844 empfahl ein Vertreter der bayrischen Regierung dem preußischen Zensurminister den „Gevattersmann“ auch in Preußen zu verbieten, „denn der ‚Gevattersmann‘ verfolge den Zweck, ‚Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und das Verlangen nach dessen Umwälzung in einem demokratischen Sinne unter den niederen Volksklassen möglichst zu verbreiten...“ (Petra Schlüter: Berthold Auerbach. Ein Volksaufklärer des 19. Jahrhunderts, S. 348f). Preußen lehnte diesen Vorschlag jedoch ab.

Damals berühmt – heute fast vergessen

Im Mai 1847 heiratete Berthold Auerbach in Breslau Auguste Schreiber. Diese gebar im März 1848 den Sohn August, starb jedoch an Kindbettfieber. Bei einem Aufenthalt in Wien lernte Berthold Auerbach Nina Landesmann kennen, die er im Juli 1849 heiratete. Mit ihr zog er nach Dresden. Gemeinsam hatten sie zwei Söhne und eine Tochter. Nach zehn schaffensreichen Jahren zog Berthold Auerbach mit seiner Familie nach Berlin, wo er bis Juni 1881 fast durchgängig lebte. In Berlin eröffnete sich für ihn ein neues Tätigkeitsfeld. Immer öfter wurde er dazu aufgefordert Vorträge zu halten, u.a. über Fichte, Goethe, Lenau und Lessing. Diese Vorträge finden sich ebenso in dem Band „Deutsche Abende. Neue Folge“, wie der Nachruf, den er auf Jakob Grimm hielt. Von 1858 bis 1869 gab Berthold Auerbach den „Deutschen Familienkalender“ heraus. Als Mitarbeiter gewann er unter anderem Gottfried Keller, als Illustratoren Ludwig Richter und Adolph von Menzel. In seinem Vorwort für den Kalender 1867 schrieb er: „Möge auch dieses Jahrbuch, das immerdar zur Verständigung zwischen Nord und Süd, zu Einigkeit und Recht im Vaterlande zu wirken trachtete, etwas beitragen können, daß Einigkeit und Gerechtigkeit der Gemüther sich festigte.“ (Petra Schlüter, ebenda, S. 426)

Berthold Auerbach veröffentlichte seine Beiträge auch in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, war für die Zeitschrift „Europa“ tätig, redigierte von Oktober 1862 bis März 1864 die „Deutschen Blätter“, eine wöchentliche Beilage der „Gartenlaube“. Er schrieb außerdem Dramen und Lustspiele. Seine Erzählung „Barfüßler“, über die der Literatur- und Kunsthistoriker Herrmann Hettner urteilte, „daß sie ganz unbedingt zu dem Vollendetsten gehört, was Auerbach jemals gemacht hat“ (Marburger Magazin 36/1985, S.68), wurde als Bühnenstück 1857 in einem Berliner Theater aufgeführt. Auerbachs Werke wurden in mehrere Sprachen übersetzt, fanden auch in Amerika und Russland großen Anklang. 1858 erschien eine Gesamtausgabe seiner Werke in 20 Bänden.

Auch wenn Berthold Auerbach heute etwas in Vergessenheit geraten ist, so erinnert doch im Schloss Nordstetten ein Museum an sein Wirken. 2010 erschien ein Hörbuch mit Schwarzwälder Dorfgeschichten, initiiert vom Kultur- und Theaterforum Nordstetten. Die Stadt Horb vergibt seit 1982 in unregelmäßigen Abständen den Berthold-Auerbach-Literaturpreis. 2012 ging der 5. Literaturpreis an die Berliner Autorin Susann Pásztor für ihren Debütroman „Ein fabelhafter Lügner“. Die Vergabe des nächsten Preises ist für 2017 geplant.

Der Mann vom 200-Mark-Schein

Paul Ehrlich – Krimifan, Begründer der Chemotherapie und Nobelpreisträger

Von Claudia Trache

Paul Ehrlich, der Mikroskopiker, Gewebefärber, Serumforscher, Immunologe und Chemotherapeutiker forschte mit Leidenschaft. Hartnäckig verfolgte er sein Ziel die „Zauberkegel“ zu finden, einen Wirkstoff, der allein die krankmachenden Erreger trifft und vernichtet, aber den Organismus selbst nicht angreift.

Einen Durchbruch schaffte er 1910 bei der Bekämpfung der Volkskrankheit Syphilis mit dem arsenhaltigen Salvarsan. Doch zunächst gelang es ihm mit Hilfe von farbanalytischen Versuchen, Ordnung in das System der weißen Blutkörperchen zu bringen. Damit schuf er Grundlagen für die moderne Hämatologie. Er etablierte eine Methode zur Färbung von lebenden Organismen und führte eine neue Harn-diagnostik ein. 1908 erhielt er, gemeinsam mit dem russischen Zoologen Elias Metschnikoff, den Nobelpreis der Medizin für seine Verdienste in der Immunologie. Er entwickelte und optimierte Methoden zur Standardisierung von Antisera gegen Diphtherie- und Tetanustoxine.

Dabei konnte er auf die Erkenntnisse der passiven Immunisierung von Emil von Behring zurückgreifen.

Mit seiner Seitenkettentheorie der Antikörperbildung wurde Paul Ehrlich zu einem Mitbegründer der Immunologie. Er ging mit Neugierde durch die Welt, suchte den fachlichen Austausch unter Kollegen. Seine Arbeitsmaxime lautete: „Viel probieren, möglichste Genauigkeit der Versuche, möglichst wenig willkürliche Einschätzung. Viel arbeiten, wenig publizieren; keine ‚vorläufigen‘ Mitteilungen.“ (aus Martha Marquardt, „Paul Ehrlich als Mensch und Arbeiter“ S. 63).

Ein Markenzeichen von ihm war das ständige Rauchen von Zigarren, die ihn zum Denken anregen sollten. Um zu entspannen und von seiner Forschung abzuschalten, las er gern Kriminalgeschichten, unter anderem von Arthur Conan Doyle, selbst Arzt und Erfinder der Sherlock Holmes-Figur, mit dem er bekannt war. Mit Hedwig Pinkus, die er 1883 heiratete, hatte er zwei Töchter. „...sie trat völlig zurück vor seiner Lebensaufgabe. Sie schirmte ihn ab gegen alle Unbilden des Alltags. Sie machte es möglich, dass dieser Kopf in großartiger Ausschließlichkeit nur mit seinen medizinischen, biologischen und chemischen Problemen beschäftigt war.“ (aus: Heinrich Satter, Paul Ehrlich, Begründer der Chemotherapie, S. 16)

Chemische Experimente

Paul Ehrlich wurde am 14. März 1854 im niederschlesischen Strehlen als Sohn des jüdischen Likörfabrikanten und Lotterei-Einnehmers Ismar Ehrlich geboren. Seine Mutter Rosa, eine geborene Weigert, stammte aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie. Er verlebte gemeinsam mit vier Schwestern eine glückliche Jugend und war sozial abgesichert. Im März 1867 feierte er seine Bar Mizwa, die im deutschen Reformjudentum als Konfirmation bezeichnet wurde. In seinem Nachlass wird ein entsprechendes Geschenk, Federhalter und Monogrammstempel, als „Confirmations-Geschenk“ bezeichnet. Doch in späteren Jahren schien er wenig religiös zu leben.

Paul Ehrlich legte 1872 sein Abitur an einem humanistischen Gymnasium in Breslau ab. In dieser Stadt begann er auch sein Studium. Dabei beschäftigte er sich zunächst mit Naturwissenschaften, einem Gebiet, das ihn bereits seit frühester Ju-

gend faszinierte. Doch nach einem Semester entschied er sich Medizin zu studieren. Ermutigt wurde er von seinem neun Jahre älteren Vetter Carl Weigert, der Medizi-



ner war, jedoch nicht als Arzt praktizierte, was sich auch Paul Ehrlich nicht vorstellen konnte. Er setzte sein Studium zunächst in Straßburg und Freiburg/Breisgau fort, ehe er nach Breslau zurückkehrte und ein Jahr später als üblich, 1877, sein Staatsexamen ablegte. Von Beginn an interessierte er sich sehr für chemische Fragestellungen, stellte aufwendige farbanalytische Experimente an. Bereits als Student entdeckte er die Mastzellen im Bindegewebe, veröffentlichte seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten schon während der Studienzeit. Nach seiner Promotion in Leipzig 1878, ging er als Assistenzarzt an die Berliner Charité. Fast zehn Jahre behandelte er an diesem Krankenhaus Patienten, betreute Doktoranden und führte selbst Experimente durch.

Doch lieber stand er im Labor als am

um sich dort auszukurieren. Paul Ehrlich nutzte die Gelegenheit und studierte das Tuberkuloseproblem an sich selbst, erprobte unter anderem die Wirkung eines

Klimawechsels.

Im Frühjahr 1889 kehrte er über Malta und Sizilien nach Berlin zurück. Mit finanzieller Unterstützung seines Schwiegervaters richtete er sich ein kleines Laboratorium in einer typischen Berliner Mietskaserne ein. Robert Koch bot ihm in seinem 1891 eröffneten Institut für Infektionskrankheiten in Berlin ein Labor an, in dem er eigene Versuche durchführen und dabei auf das Personal, die Sachmittel und Versuchstiere des Instituts zurückgreifen konnte. 1893 unterstützte Paul Ehrlich Emil von Behring darin Diphtherie-Heilsen zu entwickeln. Seinen Briefen an Kollegen legte er häufig eigene Publikationen bei und erbat sich von ihnen deren Forschungsberichte. So entwickelte er ein fachliches Netzwerk. Er besuchte nationa-

„ Im März 1867 feierte er seine Bar Mizwa, die im deutschen Reformjudentum als Konfirmation bezeichnet wurde. “

Krankenbett von Patienten. 1882 veröffentlichte er seine Arbeit zu Farbreaktionen im Urin, womit Aussagen und Prognosen zu bestimmten Krankheiten möglich wurden. Dabei übertrug er die Erkenntnisse des Farbstoffchemikers Peter Griess auf die Medizin. Bei seinen Farbexperimenten profitierte Paul Ehrlich von der Industrialisierung im 19. Jahrhunderts. Zunehmend wurde Steinkohle in Gaswerken und Kokereien verarbeitet. Dabei entstand Teer als lästiges Nebenprodukt. 1856 entdeckte der englische Chemiker William Perkin einen ersten Teerfarbstoff und begann mit der industriellen Produktion. 1863 wurden die Farbwerke Hoechst als „Theerfarbenfabrik Meister, Lucius & Co.“ gegründet. Mit diesem Unternehmen, das ihm nach seinen Wünschen die entsprechenden Reagenzien lieferte, arbeitete Paul Ehrlich eng zusammen. Aufgrund seiner Erfolge bei der Vitalfärbung wurde ihm 1884 der Professorentitel verliehen.

Kollegiales Miteinander und Freundschaft unter Nobelpreisträgern

Paul Ehrlich interessierte sich stets für die Forschungen seiner Kollegen und unterstützte diese mit seinem Wissen. Der aus der kleinen Harz-Stadt Clausthal-Zellerfeld stammende Robert Koch entdeckte 1882 den Tuberkulose-Erreger. Paul Ehrlich gelang es in kurzer Zeit dessen Erregernachweis zu vereinfachen. 1888 erkrankte Paul Ehrlich selbst an Tuberkulose – auf Anraten von Robert Koch ging er für längere Zeit nach Ägypten,

le wie internationale Kongresse, war auf Vortragsreisen und lud regelmäßig Gastwissenschaftler an seine Institute ein. 1896 entstand in Steglitz bei Berlin das Staatliche Institut für Serumforschung und Serumprüfung, dessen Direktor Paul Ehrlich wurde. Drei Jahre später zog dieses Institut in größere und modernere Institutsbauten nach Frankfurt am Main und nannte sich nun Königliches Institut für Experimentelle Therapie. Es ist der Vorgänger des heutigen Paul-Ehrlich-Instituts in Langen (Hessen).

Seine Forschungserfolge beruhten zum einen auf seinem scharfen Verstand, Hartnäckigkeit, einer glücklichen Hand, aber auch auf seine tatkräftigen Mitarbeiter, wobei bei ihm durchaus auch weibliche Mitarbeiter Anerkennung fanden. Als Chef überwachte er die Arbeitsabläufe in seinen Instituten akribisch. Berühmt waren seine sogenannten „Blöcke“, kleine Karteikarten, auf denen er Hinweise und Arbeitsanweisungen für seine Mitarbeiter notierte. Paul Ehrlich ging in seiner Forschung auf und konnte mit Begeisterung darüber referieren. Merkte er, dass sein Gegenüber nicht mehr folgen konnte, so zog er Buntstifte oder Kreide aus seiner Tasche und begann zu zeichnen. Als Unterlage diente ihm das, was gerade zur Hand war: eine Schranktür, der Fußboden oder auch eine Tischdecke.

Mit Ausdauer zum Erfolg

In Frankfurt am Main fand Paul Ehrlich Förderer im jüdischen Wirtschaftsbürgertum sowie Partner in der Farbenin-

dustrie. Unter anderem arbeitete er eng mit dem Chemiker Ludwig Darmstaedter zusammen. 1906 erhielt Paul Ehrlich mit dem Georg-Speyer-Haus ein weiteres Forschungsinstitut. Zu verdanken hatte er dies der Bankierswitwe Franziska Speyer, deren Schwager Ludwig Darmstaedter war. In diesem Institut, das aus einer chemischen und einer biologischen Abteilung bestand, forschte Paul Ehrlich unermüdlich nach seinen „Zauberkegeln“ und entwickelte 1910 das arsenhaltige „Salvarsan“ gegen Syphilis. Nachdem Paul Ehrlich im selben Jahr beim Deutschen Naturforscher- und Ärztekongress in Königsberg über dieses neue Präparat referierte, begann er gemeinsam mit den Hoechst Farbwerken mit einer beispiellosen klinischen Erprobung, indem insgesamt 65.000 kostenlose Proben an ausgewählte Arztkollegen weltweit abgegeben wurden. Paul Ehrlich wertete alle Berichte akribisch aus, gab Anregungen oder auch präzise Vorschriften. Ende August wurde er Ordinarius der neu gegründeten Frankfurter Universität und bekleidete den Lehrstuhl für Experimentelle Therapie und Pharmakologie. Fast zeitgleich brach der Erste Weltkrieg aus. Im August 1915 ging er in das Parksanatorium nach Bad Homburg, wo er bereits mehrfach zur Erholung weilte. Der letzte Aufenthalt währte nur kurz. Er erlitt einen Herzinfarkt und starb am 20. August 1915 im Kreise seiner Familie.

Wirken über den Tod hinaus

Paul Ehrlich legte Grundlagen in verschiedenen Teilbereichen der Medizin, wie der Immunologie und Hämatologie und machte sich in der Krebsforschung verdient. Gleichzeitig legte er auch die Grundlage für die Zulassung und Prüfung von biomedizinischen Arzneimitteln und begründete die heutige Chargenprüfung, womit die gleichbleibende Qualität eines Arzneimittels sichergestellt wird. Zahlreiche Wissenschaftler setzten seine Forschungsarbeiten fort. Seine Devise lautete: „Man verlässt das Feld nicht erst, wenn es abgeerntet ist, sondern lässt noch eine Ernte für Andere.“ (aus: Martha Marquardt, ebenda, S.48f). So wurde im Juli 1929 die Paul-Ehrlich-Stiftung gegründet, wofür Hedwig Ehrlich, die Witwe des Forschers, einen größeren Geldbetrag stiftete. Der Paul-Ehrlich-Preis wurde erstmals 1930 an nationale und internationale Wissenschaftler verliehen, die sich auf Ehrlichs Forschungsgebiet verdient gemacht haben. Als die Herrschaft der Nationalsozialisten 1933 begann, konnte die Stiftung nicht weiterbestehen, der Preis wurde 1934 letztmalig vergeben. Erst 1952 nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Seitdem wurden der Paul-Ehrlich-Preis und der Ludwig-Darmstaedter-Preis (1926 erstmals vergeben) vereint. Seit 2006 wird zudem der Paul-Ehrlich-und-Ludwig-Darmstaedter-Nachwuchspreis verliehen. Traditionell findet diese Verleihung am 14. März, dem Geburtstag von Paul Ehrlich, in der Frankfurter Paulskirche statt. Aus Anlass des EU-Beitritts Polens weihte Paul Ehrlichs Geburtsstadt Strzelin (früher: Strehlen) 2004 ein Denkmal für den großen Forscher ein. Im vergangenen Jahr, anlässlich seines 100. Todestages, war in Berlin unter dem Titel „Arsen und Spitzenforschung“ eine Ausstellung zum Leben und Wirken des Mediziners Paul Ehrlich zu sehen. Noch bis zum 3. April dieses Jahres wird sie im Historischen Museum in Frankfurt am Main gezeigt.

Was Franken so attraktiv gemacht hat

Vor allem in Unterfranken siedelten sich in der frühen Neuzeit zahlreiche Juden an

Von Pat Christ

An über 200 Orten des heutigen Unterfranken lebten im Jahr 1817 jüdische Familien. Damit gehörte Unterfranken zu dem am dichtesten jüdisch besiedelten Gebiet Frankens. Innerhalb Deutschlands wiederum fällt Franken durch eine historisch hohe jüdische Siedlungsdichte auf. Die Gründe finden sich in den Judenvertreibungen aus Altbayern, der Suche nach Kaisernähe und der damaligen Herrschaftsstruktur, erläutert Rotraud Ries, die das in Würzburg etablierte Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken leitet.

Bereits um 1100 hatten sich Juden in Würzburg niedergelassen. Vermutlich waren sie aus Worms und anderen rheinischen Städten wegen der dortigen Massaker von 1096 hierher geflohen. Im Rheingebiet war es zu gewalttätigen Ausschreitungen gegen jüdische Bürger gekommen, als sich die Kreuzfahrer von Frankreich aus auf den Weg ins Heilige Land machten.

Viele der Vertriebenen siedelten sich Ries zufolge in Würzburg an, da die Bischofs- und Handelsstadt verkehrsgünstig am Main lag. 1120 wurde die erste Mainbrücke gebaut. Das intensivierte Handel und Verkehr, die Stadt wurde laut der promovierten Historikerin als Siedlungsort für Juden noch einmal attraktiver. Vor 1350 gab es in Unterfranken nachweislich 35 jüdische Siedlungen. Die meisten lagen an Flussläufen.

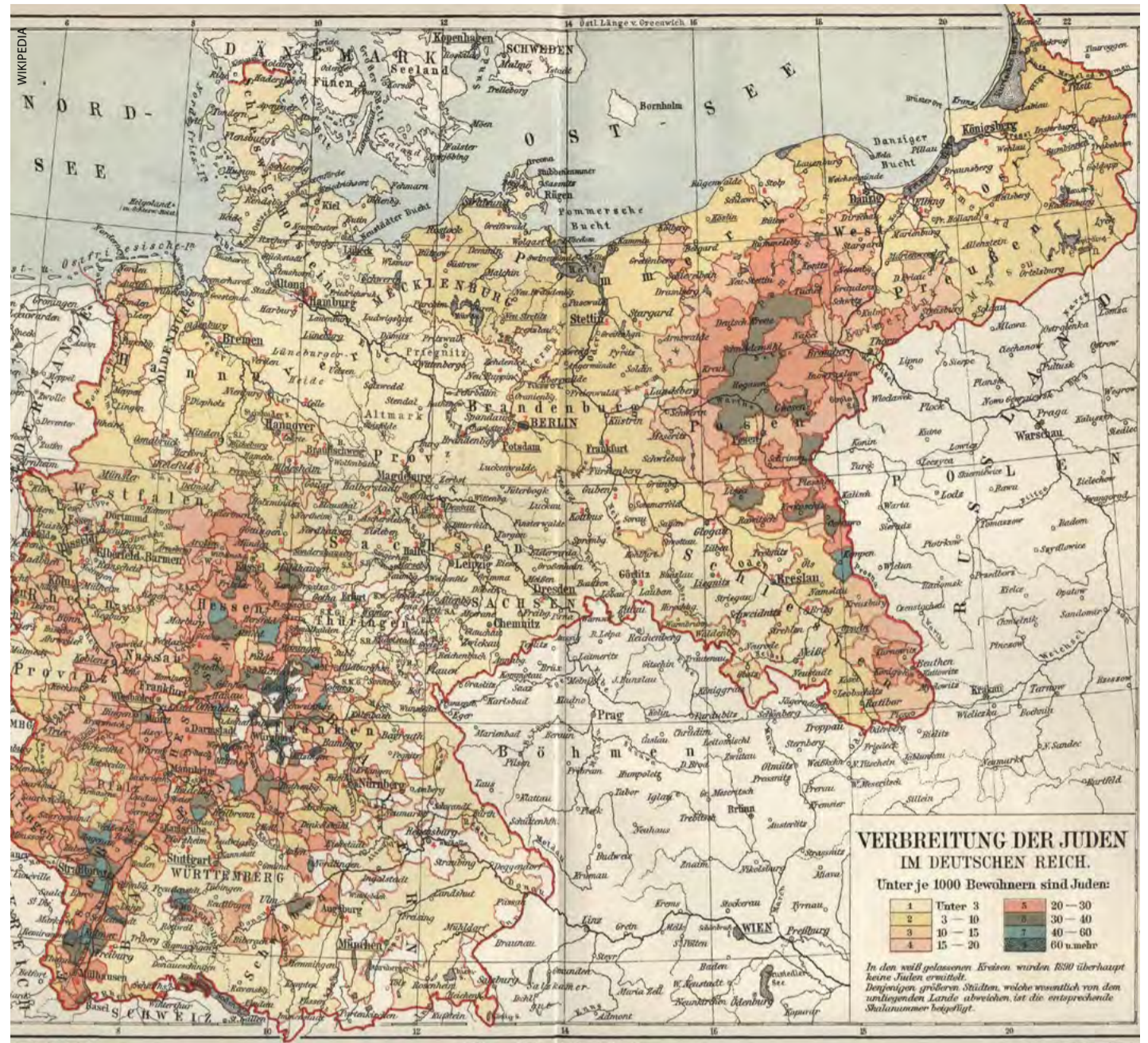
Grabsteine, die 1987 im Würzburger Stadtteil Pleich entdeckt wurden, zeigten auf, dass die Stadt zwischen 1147 und 1349 ein Zentrum jüdischer Religion, Kultur und Bildung von europäischem Rang war. International renommierte Rabbiner wirkten hier oder ließen sich hier ausbilden. Darunter waren der aus Mainz stammende Hala-chist Eliäser ben Nathan, sein Schwiegersohn Joel ben Jizchaqhal-Levi, dessen Sohn Elieser ben Joel hal-Levi, Jizchaq Or-Sarua, Meir ben Baruch von Rothenburg und El'asar ben Mosche had-Darschan.

Nach dem Pogrom aufs Land

Die positive Entwicklung stoppte mit dem „Rintfleisch-Pogrom“ 1298. Der Pogrom begann, als in der kleinen fränkischen Stadt Röttingen Gerüchte über eine Hostienschändung aufkamen. Angeführt von einem Adligen namens Rintfleisch zogen „Judenschläger“ durch ganz Franken und verübten ein Massaker an den örtlichen Gemeinden. Die Verfolgungswelle forderte zwischen 4.000 und 5.000 Opfer. 1336 und 1349 kam es zu weiteren schweren Verfolgungen. Die urbane Phase des fränkischen Judentums war damit zu Ende, so Ries: „Das jüdische Leben verlagerte sich aufs Land.“

Prinzipiell siedelten sich Juden im Mittelalter gern in der Nähe des Kaisers an, denn der war ihr oberster Schutzherr. Einzelne Juden standen schon seit Heinrich IV. unter besonderem Schutz. Friedrich II. dehnte den Schutz auf alle jüdischen Untertanen aus. Im Privileg von 1236 sichert er ihnen Schutz des Eigentums und Freiheit im Handel zu.

Weil sie die Nähe der im Süden residierenden Kaiser suchten, kam es hier zu deutlich mehr Ansiedlungen als im Norden des Alten Reichs. Allerdings gab es gleichzeitig auch landesfürstli-



Verbreitung der Juden im Deutschen Reich, ca. 1895

che Rechtsansprüche gegenüber den Juden. Im 16. Jahrhundert verlor die kaiserliche Judengesetzgebung gegen-

derzulassen. Er wird von den Steuern befreit, darf die jüdische Gerichtsbarkeit ausüben, eine Schule (Jeschiwa)

„ Die Juden siedelten sich im Mittelalter gern in der Nähe des Kaisers an, daher lebten in Norddeutschland weniger Juden. “

über landesfürstlichen Schutzordnungen und Judenbriefen an Bedeutung.

Nun war Franken damals anders als andere Regionen stark herrschaftlich zersplittert, die einzelnen Herrscher standen untereinander in politischer Konkurrenz. Der gegen hohe Abgaben eingehandelte Judenschutz war für sie eine willkommene Einnahmequelle. Außerdem schätzten sie Juden als Händler und finanzkräftige Kreditgeber. Herrscher betrieben also oft aus fiskalischen Gründen eine äußerst judenfreundliche Politik.

Bereits Bischof Johann von Egloffstein, Gründer der Würzburger Universität, erteilte zu Beginn des 15. Jahrhunderts allen Juden Niederlassungsfreiheit, weil sein Hochstift nach der Schlacht von Bergtheim am 11. Januar 1400 enorm verschuldet war. Er spekulierte auf die Finanzkraft der Juden. Zwei Jahre später gestattete der Fürstbischof dem Rabbiner Süsslein, sich auf sechs Jahre in Würzburg nie-

gründen und auswärtige Schüler aufnehmen.

1412 erteilte sein Nachfolger, Bischof Johann von Brunn, in den Städten, Märkten und Dörfern des Hochstifts Würzburg Niederlassungsfreiheit auf acht Jahre. Juden erhielten dadurch eine sichere Erwerbsgrundlage. Bis 1421 wurde das Privileg mehrfach verlängert.

1422 allerdings beschließen die hochverschuldeten Bischöfe von Bamberg und Würzburg sowie die Markgrafen von Brandenburg die Beraubung und Vertreibung aller Juden in ihren Territorien. Im „Vertrag von Herzogenaufach“ vereinbarten sie, sämtliche Juden gefangenzunehmen und ihr Vermögen zu beschlagnahmen. Nach Lorenz Fries, Würzburger fürstbischöflicher Sekretär, sollen dabei 60.000 Gulden zusammengekommen sein.

Bald danach zogen jedoch neuerlich Juden nach Franken – was ihnen auch, anders als in Altbayern, erlaubt war.

Dass sich in München und ganz Altbayern keine Juden mehr ansiedeln durften, entschied Herzog Albrecht III. im Jahr 1442. Bis ins späte 19. Jahrhundert hinein war ihnen eine Rückkehr nicht möglich.

Als wichtigste Institutionen der unterfränkischen Landjudengemeinden entstanden nun neue Friedhöfe. Der älteste ist seit 1432 im fränkischen Rödelsee bezeugt. Die Situation der Juden war allerdings bis ins 17. Jahrhundert hinein extrem unsicher. Auf Übergriffe, Anfeindungen und Verfolgungen folgten Wiederaufnahmen und neue Vertreibungen.

Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg stabilisierte sich die Situation. Auf den kleinen und abgelegenen Dörfern entstehen rund 200 Landjudengemeinden. Sie entwickeln eine besondere, ländlich-jüdische Kultur. Die genaue Zahl der Gemeinden ist dadurch bekannt, dass alle Juden 1817 verpflichtet wurden, sich in Matrikellisten einzutragen. 203 jüdische Wohnorte im heutigen Unterfranken wurden registriert. Die größte Gemeinde war in Heidingsfeld bei Würzburg angesiedelt. 190 Familien lebten hier.

In die Stadt durften die Landjuden allerdings noch nicht zurück. Erst 1861 wurde es ihnen erlaubt, ihren Wohnort frei zu wählen. Immer mehr Juden zogen in die Stadt, etliche der kleinen Gemeinden lösten sich auf. 1932 gibt es noch 108 jüdische Gemeinden in Unterfranken.

Warum stoppte der Papst 1942 die Deportation der slowakischen Juden?

Über den slowakischen Präsidenten, Kollaborateur und Priester Tiso, und seinen Chef, den Papst.

Von Peter Gorenflos

In seiner Arbeit über den slowakischen Holocaust („The Jews of Slovakia were not for Sale: The Holy See and the Holocaust of Slovakian Jewry in Summer of 1942“) beschreibt der israelische Historiker Yeshayahu Andrej Jelinek, wie es schon vor Beginn des slowakischen Nationalismus im 19. Jahrhundert, ja schon seit dem Mittelalter, regelmäßige Plünderungen in dem Landstrich gab, der später die Slowakei wurde. Man bereicherte sich hier allerdings ohne die sonst üblichen Pogrome, nicht nur an der jüdischen Bevölkerung, sondern auch am Adel, am Klerus, an der sich langsam entwickelnden Bourgeoisie.

Das Wort „Pogrom“ existierte noch nicht einmal in der slowakischen Sprache. Diese „rabovačka“ genannten Raubzüge hatten mehr anarchistischen Charakter, waren von sozialer Bitterkeit geprägt, vom Wunsch nach gerechten materiellen Verhältnissen und weniger von religiösem Hass. Seit dem 19. Jahrhundert war die gesellschaftliche Elite der Slowakei vor allem lutherisch, erst gegen Ende des Jahrhunderts bildete sich die katholische Slowakische Volkspartei nach ungarischem Vorbild heraus, die seit den 1920er Jahren nach ihrem Vorsitzenden, einem päpstlichen Kammerherrn, auch einfach nur Hlinka-Partei genannt wurde. Ihre Politik war insbesondere anti-tschechisch orientiert, trug aber in einigen Teilen, vor allem nach der Machtergreifung Hitlers, zunehmend antisemitische Züge. Die von der neuen Regierungsföderativen slowakischen Teilrepublik 1938 ausgegebene Parole „Bereichert Euch!“ wurde dann auch von der Bevölkerung angenommen, die sich vor allem am Eigentum wehrloser Juden schadlos hielt.

Vorgeschichte

Eugenio Pacelli wurde am 2. März 1939 zum Papst Pius XII. gewählt und zehn Tage später inthronisiert. Er war nazifreundlicher als sein Vorgänger Pius XI., der regelmäßig in Rage geriet, nicht etwa wegen der Terrorherrschaft oder Kriegstreiberei Hitlers, sondern wegen Verletzungen des Konkordates, Verletzungen katholischer Interessen. Hitler war ja nur das kleinere Übel, mit dem man das größere, die Machtübernahme durch die KPD nach sowjetischem Vorbild, verhindern wollte. Ansonsten war der Nationalsozialismus – bei von allen Seiten ständig betonten Gemeinsamkeiten – v.a. auch ideologischer Konkurrent: Herz-Jesu-Kult versus Blut- und Boden-Kult. Himmlers Blatt „Das Schwarze Korps“ hatte seit Pacellis Regierungsantritt die katholische Kirche jedenfalls nicht mehr angegriffen.

Am 15. März 1939 wurde unter Bruch des Münchener Abkommens die „Rest-Tschechei“ von der deutschen Wehrmacht besetzt und das Reichsprotektorat Böhmen und Mähren errichtet. Nicht einmal eindringliche Versuche vermochten den neuen Papst zum Anschluss an die Proteste demokratischer Staaten gegen dieses Vorgehen zu bewegen. Pius XII. lehnte dieses Ansinnen sehr entschieden ab und erklärte sogar, wie sehr er Deutschland schätze und dass er gewillt sei, viel für Deutschland zu tun. Wenige Wochen später zu Hitlers 50. Geburtstag sandte er ihm eine handschriftliche Botschaft, die in Berlin sehr gut aufgenommen wurde. Und am 25. April, sechs Wochen nach der Annexion, sagte er bei einer Audienz: „Wir haben Deutschland immer geliebt und wir lieben es jetzt noch viel mehr. Wir freuen uns der Größe, des Aufschwungs und des Wohlstandes Deutsch-



Jozef Tiso (1887-1947)

lands, und es wäre falsch zu behaupten, dass wir nicht ein blühendes, großes und starkes Deutschland wollen.“

Der Vatikan hatte an der Zerstörung der „Hussitenrepublik“, in der zwischen 1918 und 1930 über eine Million Katholiken aus der Kirche ausgetreten waren, schon vor Hitler gearbeitet, indem er die separatistische Bewegung der slowakischen Katholiken insbesondere die „Slowakische Volkspartei“ unterstützte. Ein Jahr nach Hlinkas Tod wurde der Priester und ehemalige Theologieprofessor Jozef Tiso ihr Vorsitzender, der die Slowakei im Bunde mit Hitler und dem Vatikan noch im März 1939 zu einem „selbständigen“ Vasallenstaat des Reiches machte. Zunächst Ministerpräsident, wurde er im Oktober ihr Staatspräsident. Als einer der ersten erkannte der Heilige Stuhl den neuen Staat an.

Innerhalb der Slowakischen Volkspartei gab es Konkurrenz zwischen dem klerikalen Flügel unter der Leitung Tisos und dem radikalen Flügel unter Vojtech Tuka

„ Ein Viertel der slowakischen Abgeordneten waren Geistliche. “

und Alexander Mach. Bei einem Treffen mit der Nazi-Führung in Salzburg, dem „Salzburger Diktat“ Ende Juli 1940, hatte er sich als Kleriker gegen die Radikalen durchgesetzt, musste aber auf Weisung Hitlers Mach zum Innenminister, Tuka zum Ministerpräsidenten ernennen. Tuka war fanatischer Hitler-Verehrer, allerdings hatte er nicht genügend Rückhalt in Partei und Bevölkerung, um ihn zur Nummer 1 zu machen. Der ehemalige zweite Mann in der Hlinka-Partei, Ferdinand Ďurčanský, war bei den Deutschen in Ungnade gefallen. Er hatte auf mehr Eigenständigkeit des Landes bestanden und war mit den slowakischen Annexionen von Javorina und Arwa nicht einverstanden, die sich Tiso durch Beteiligung am Polenfeldzug sicherte.

Ein dilettantisch geplanter Putschversuch durch Tuka wurde im folgenden Jahr von Berlin aus verhindert. Nach diesem internen Machtkampf führte Tiso auch in der Slowakei das Führer-Prinzip ein und nannte sich später slowakischer „Vodca“ (=Führer). Der deutsche Botschafter

Wolfgang von Killinger, der den Putschversuch unterstützt hatte, wurde durch Hanns Ludin ersetzt. Als Präsident war Tiso nun unumstritten. Er war Oberbefehlshaber der Armee, konnte Gesetze annullieren und vom Parlament – ein Viertel der Abgeordneten waren Geistliche – nur mit einer 80%-Mehrheit daran gehindert werden und war Vorsitzender der einzigen zugelassenen Partei.

Selbstverständlich beteiligte sich die katholische Slowakei – ihre Gründung war ein Präzedenzfall für Kroatien zwei Jahre später – auch am Überfall auf die Sowjetunion und stellte zwei Divisionen für die Ostfront zur Verfügung. Kurz danach wurde in der Slowakei der Juden-Kodex mit seinen 270 Artikeln erlassen mit dem Ziel, die Nürnberger Rassegesetze zu importieren. Jetzt wurde die soziale Quarantäne der jüdischen Bevölkerung forciert. Sie verloren ihre bürgerlichen Rechte, ihr Eigentum, ihre Berufe, mussten den Davidstern tragen und wurden in slowakische Lager verbracht. Es war der Auftakt für die Deportationen nach Polen.

Der slowakische Anteil am Holocaust

Und im Herbst 1941 traf Tiso Hitler in seinem Hauptquartier in der Ukraine zusammen mit Mach und Tuka. Hier wurde vor allem die „Jüdische Frage“ erörtert. Die Nazis wussten, dass die Regierung und große Teile der Bevölkerung, auch Teile der katholischen Hierarchie, die Juden loswerden wollten und boten deren „Umsiedlung“ nach Polen an, ein Vorschlag, den die slowakische Delegation begeistert annahm. Die Nazis mussten keinen Druck auf die Slowakei ausüben, um Zustimmung zu finden. Im Gegenteil, die konkurrierenden Lager – Kleriker und Radikale – benutzten die „Jüdische Frage“, um sich bei den Nazis anzubiedern, um von ihnen bei der Staatsführung favorisiert zu werden. Die Einzelheiten der sogenannten „Umsiedlungen“ wurden später zwischen dem SS-Offizier und Nazi-Berater in Sachen slowakischer Endlösung, Dieter Wisliczeny, und der Abteilung 14 des slowakischen Innenminis-

teriums ausgehandelt. Ministerpräsident Tuka traf hier regelmäßig deutsche Gäste, um das weitere Vorgehen gegen die jüdische Bevölkerung zu besprechen. Am 3. März 1942 kündigte er dem Ministerrat die Deportation der Juden an, der Staatsrat – der führende Bischof der Slowakei, Ján Vojtaššák, war hier Mitglied – bestätigte dieses Vorgehen wenig später.

Die Deportationen sollten Ende März 1942 beginnen. Mehrere Quellen sprechen von einer vorgesehenen „Quote“ von 60.000. Sie endeten dann – vorläufig – im Oktober 1942, nachdem insgesamt 58.500 Juden abtransportiert worden waren und begannen erst wieder zwei Jahre später nach der deutschen Besatzung. Es gab auch einen Beschluss, dass die Slowakei für jeden abtransportierten Juden 500 Reichsmark an Nazi-Deutschland bezahlen würde. Man erkannte ihnen die slowakische Staatsbürgerschaft ab, um spätere Nachforschungen über ihr Schicksal zu verhindern.

Natürlich wusste Tiso bereits 1941 von slowakischen Soldaten an der Ostfront, welches Schicksal der jüdischen Bevölke-

rung widerfuhr, die den Deutschen in die Hände fiel. Im ukrainischen Schitomir kam es im August 1941 zu einem Pogrom von SS und Einheiten der Wehrmacht, bei dem über 400 Juden erschossen wurden. Diese Stadt wurde zwei Monate später zu einem slowakischen Hauptquartier, das auch von Tiso besucht wurde. Bereits am 14. März, zwei Wochen vor Beginn der Deportationen, übergab der päpstliche Nuntius Giuseppe Burzio der slowakischen Regierung eine Protestnote des Vatikans, mit der Feststellung, dass die Juden nicht in Arbeitslager gebracht, sondern ermordet würden. Im Juni des selben Jahres erhielt er von einer jüdischen Untergrundorganisation Zeugenberichte von den Vernichtungslagern in der naiven Hoffnung, dass „sein hartes Herz erweichen“ würde.

Sechs Wochen Deportations-Stopp

Jelineks Arbeit befasst sich vor allem mit der Suspendierung der Deportationen zwischen Anfang August und Mitte September 1942. Er berichtet über eine Arbeitsgruppe jüdischer Aktivisten im Untergrund, die sich für die Rettung ihrer Glaubensbrüder einsetzte. Sie verhandelte u.a. mit Dieter Wisliczeny. Dabei ging es um Bestechungsgelder, die für jeden ausgelassenen Transport bezahlt werden sollten. Neben dem Deutschen Wisliczeny waren vor allem die Slowaken Ansprechpartner der Arbeitsgruppe, denn sie waren es, die den Abtransport organisierten, nicht die Deutschen. Der Transportminister Sano gehörte der „moderaten“ Tiso-Fraktion an und stellte die Züge zur Verfügung, über welche Eichmann nicht in ausreichendem Maße verfügte. Nachgewiesen sind mehrere Unterredungen von führenden Mitgliedern der Arbeitsgruppe, wie Rabbi Armin Frieder, mit Tiso persönlich, es gibt sogar Augenzeugenberichte, dass Tiso selbst über die Abfahrt jedes einzelnen Deportations-Zuges entschied. Möglicherweise versuchte man ihn bei dieser Gelegenheit mit hohen Geldsummen zu bestechen.

Viel aufschlussreicher sind die mehrfach dokumentierten Kontakte der Arbeitsgruppe mit der tschechoslowakischen Exilregierung in London. Sie erhielt Dokumente, die zuvor den deutschen Behörden in Bratislava (Preßburg) gestohlen worden waren, auch Berichte über die Vernichtungslager in Polen von Juden, die fliehen konnten, und die den wahren Charakter der „Umsiedlungen“ offenlegten. Die tschechoslowakische Exilregierung übergab dem katholischen Bischof von London, Edward Myers, am 6. Juli 1942 ein Memorandum über das entsetzliche Schicksal deportierter slowakischer Juden mit der Bitte, dieses an den britischen Kardinal Arthur Hinsley weiterzuleiten, der im März 1939 an der Papstwahl teilgenommen hatte. Ein ähnliches Memorandum von 1944 – eine Wiederaufnahme der Deportationen nach einer fast zweijährigen Pause wurde debattiert – bestätigt, dass die Intervention beim Vatikan damals Früchte trug, dass die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung eingeschränkt und die Deportationen zeitweise eingestellt wurden, nachzulesen in einer Quelle von 1944 im Archiv des tschechischen Außenministeriums. Auch ein Brief des Außenministers der Londoner Exilregierung, Jan Masaryk, an den tschechoslowakischen Generalkonsul in Jerusalem vom 8. Juli 1942 bestätigt die Intervention des Vatikans, ebenso ein Brief des Exilministers Hubert Ripka an Bischof Myers vom 4. Februar 1944, der darauf hinweist, dass sich dessen damalige Bemühungen in

dieser Angelegenheit beim Heiligen Stuhl als extrem hilfreich erwiesen.

Jelinek macht klar, dass diese Dokumente die Aktivitäten der Exilregierung bezeugen, dass der Vatikan auf Druck der Exilregierung hin im Sommer 1942 intervenierte und dass es daraufhin zu einem sechswöchigen Deportations-Stopp von Anfang August bis Mitte September kam. Diese Intervention war vermutlich der entscheidende Grund für die Suspendierung. Es gibt keinen eindeutigen, dokumentierten Beweis dafür, dass Verhandlungen mit dem SS-Offizier Dieter Wisliceny oder Bestechungen zu dieser Unterbrechung der Abtransporte geführt haben, obwohl das natürlich auch eine Rolle gespielt haben kann. Im Gegensatz dazu sind die Dokumente, die den Vatikan betreffen, ausreichend, verlässlich und überzeugend. Die katholische Kirche konnte also erfolgreich intervenieren, wenn sie das nur wollte!

Sie hatte es schon ein Jahr zuvor bewiesen: So erstattete Bischof Galen im Juli 1941 Anzeige wegen der „Aktion Gnadentod“, der 70.000 Geistesranke zum Opfer gefallen waren und erreichte damit die Einstellung des Euthanasie-Programms der Nazis. Es war freilich der gleiche Bischof, der zur Zeit der Reichspogromnacht 1938 den Fahneid auf Hitler autorisierte und bis zum Ende für den Krieg hetzte.

Verantwortlichkeit des Vatikans

Der Heilige Stuhl hatte mit Mussolini den faschistischen Geist aus der Flasche gelassen. Ohne die Kurie hätte er die Krise um die Ermordung des sozialistischen Abgeordneten Matteotti 1924 niemals überstanden, denn Pius XI. verhinderte ein Bündnis von Sozialisten mit der Partito Popolare durch Entlassung sämtlicher Priester aus der katholischen Volkspartei und gab Mussolini mit den katholischen Zeitungen Rückendeckung gegen eine Mehrheit in Parlament und Bevölkerung, die seine Entlassung als Ministerpräsident und Verhaftung forderte. Der „Osservatore Romano“, die „Civiltà Cattolica“ u.a. schoben die Ermordung Matteottis den Freimaurern in die Schuhe. Im Gegenzug beantwortete Mussolini die „Römische Frage“ fünf Jahre später zugunsten der katholischen Kirche. Staatlichkeit und Souveränität des Vatikans wurden durch die Lateranverträge restituiert. Es wurde eine staatliche Abfindung von fast 2 Milliarden Lira gewährt, Grundlage der späteren Vatikanbank, und es kam zum Kotau. Die gesamte Gesetzgebung Italiens sollte mit dem kanonischen Recht abgestimmt werden.

Nach italienischem Modell wirkte Pius XI. an der Machtergreifung Hitlers mit. Der Vorsitzende des katholischen Zentrums, Prälat Kaas, steuerte seine Partei bereits unter der Nuntiatur Pacellis nach rechts, alle Entscheidungen fanden in enger Absprache mit ihm statt; über die Partei „Zentrum“ beeinflusste der Papst die Politik der Weimarer Republik. Es war ein päpstlicher Kammerherr, Franz von Papen, ehemals Zentrum, später NSDAP, der dem Reichspräsidenten Hindenburg im November 1932 empfohlen hatte, Hitler zu empfangen und – gegen dessen erhebliche Widerstände – Ende Januar 1933 zum Kanzler zu ernennen. Prälat Kaas drängte das Zentrum zur Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz am 23. März und zur Selbstauflösung drei Monate später. Bereits im April setzte er sich nach Rom ab, wurde Sekretär des Kardinalkollegiums und Domherr des Petersdomes. Vizekanzler von Papen, Prälat Kaas und Pacelli, mittlerweile Kardinalstaatssekretär und damit Außenminister des Heiligen Stuhls, sorgten dann gemeinsam für das Reichskonkordat vom 20. Juli 1933. Es war die Belohnung des politischen Katholizismus in Deutschland für seine Zustimmung zur Diktatur.



Papst Pius XII.

Es war auch ein politischer Triumph für Hitler, dessen Position noch bis August 1934 prekär war und v.a. durch kirchliche Massenloyalität stabilisiert wurde. Die Bischofskonferenz von Fulda gab bereits Ende März alle Vorbehalte gegen die neue Regierung auf und steuerte die deutschen Katholiken in die Arme der braunen Ver-

Kriegeintritt der USA war die Lage für das Dritte Reich aussichtslos geworden. Nach Pearl Harbor erklärte Hitler im Dezember 1941 Amerika den Krieg. Direkt danach schlossen sich Tiso und die Slowakei dieser Kriegserklärung an. Die Kräfteverhältnisse wendeten sich langsam aber sicher gegen die Achsenmächte und im Winter 1942/43

„Über die Partei „Zentrum“ beeinflusste der Papst die Politik der Weimarer Republik.“

brecherbande. Es waren später Hitler und Mussolini, die Franco in Spanien und Pavelić in Kroatien zum Sieg verhalfen, jedes mal mit Unterstützung des Vatikans, der gemeinsam mit ihnen zum antibolschewistischen Feldzug aufrief. 1940, im deutschen Siegestaumel, als alle Welt dachte, Hitler würden den Krieg gewinnen, sollte die Fuldaer Bischofskonferenz sogar nach Berlin verlegt werden. In dieses Konzept passte auch Hitlers Feldzug gegen die „gottlose Sowjetunion“, welcher von Pacelli, mittlerweile Papst Pius XII., Ende Juni 1941 in einer Radioansprache begeistert befürwortet wurde.

Teile des amerikanischen Episkopates, wie Bischof John Duffy aus Buffalo, drohten sogar damit, amerikanische Soldaten zur Befehlsverweigerung aufzufordern, falls die USA ein Bündnis mit der Sowjetunion eingingen; eine klare Verletzung staatlicher Souveränität. Auf den US-Katholizismus als fünfte Kolonne setzte Pius XII. auch ab 1942 – nachdem die deutsche Kriegsniederlage absehbar geworden war – um die US-Regierung zu einem Separatfrieden mit Deutschland zu bewegen und zu einem gemeinsamen Feldzug gegen die Rote Armee aufzurufen. Bis zum Ende des Krieges blieb das sein vorrangiges, außenpolitisches Ziel.

Weshalb intervenierte der Vatikan gegen die Deportationen in der Slowakei? Das Kriegsglück der Achsenmächte wendete sich im Laufe des Jahres 1942. Bereits aus dem gescheiterten Winterfeldzug Nazi-Deutschlands im Osten 1941 schien die Rote Armee für kurze Zeit als endgültiger Sieger hervorzugehen. Spätestens mit dem

nach der Niederlage der Hitler-Armee in Stalingrad war der Kriegsausgang zu Gunsten der Alliierten entschieden.

Die Lage in der Slowakei war deshalb einzigartig, weil mit Tiso ein Prälat Staatspräsident und damit für die Politik verantwortlich war. Der Kardinalunterstaatssekretär Domenico Tardini brachte das Problem auf den Punkt: „Jeder versteht, dass der Heilige Stuhl Hitler nicht stoppen kann. Aber wer versteht schon, dass er nicht in der Lage ist einen Priester zu zügeln?“ Dem katholischen, kroatischen Faschistenführer Pavelić drohte man schon allein deswegen mit Exkommunikation, weil er die Gehälter zweier Bischöfe nicht auszahlen wollte, die ohne seine persönliche Zustimmung von Rom ernannt worden waren.

Weshalb sorgte der Heilige Stuhl im Sommer 1942 für einen Deportations-Stopp slowakischer Juden nach Auschwitz? Weil er von der tschechoslowakischen Exilregierung unter Druck gesetzt wurde. Weil die im Vatikan bereits bekannten Gräueltaten der Vernichtungslager langsam aber sicher an eine breite Öffentlichkeit durchsickerten. In der britischen „Times“ gab es Anfang August 1942 einen kurzen Artikel über eine Million in Osteuropa von den Nazis bestialisch ermordeter Juden.

Weil die absehbare Kriegsniederlage der Achsenmächte offensichtlich wurde. Weil der Versuch des Vatikans über einen Separatfrieden eine gemeinsame Front der West-Alliierten mit Deutschland gegen die Rote Armee aufzubauen bei den USA auf Ablehnung stieß. Der persönliche Gesandte des US-Präsidenten Roosevelt beim Vatikan, Myron Taylor, machte Pacelli spä-

testens im Spätsommer bei einer Audienz endgültig klar, dass die West-Alliierten gemeinsam mit der Sowjetunion bis zur bedingungslosen Kapitulation Deutschlands kämpfen würden. Weil er sich mit seiner permissiven Haltung Tiso gegenüber direkt mitschuldig gemacht hatte am slowakischen Holocaust.

Weshalb intervenierte Pius XII. nicht bereits im März 1942, als die Deportationen begannen? Schließlich hätte er damit den bis August 1942 ermordeten 54.000 Juden mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit das Leben retten können. Eine Drohung mit Exkommunikation Tisos hätte vermutlich gereicht, um die Katastrophe zu verhindern. Der Papst intervenierte nicht, weil er zu diesem Zeitpunkt noch Hoffnung hatte, dass Hitler eine militärische Wende herbeiführen könnte, weil er seinem eigenen Wunschenken aufsaß. In dem Maße, wie sich Hitlers Kriegsglück 1942 wendete, geriet Pius XII. alias Pacelli zunehmend in Panik und versuchte sich mit dem Deportations-Stopp ein – wenn auch zweifelhaftes – Alibi zu verschaffen, denn es beweist, wozu er in der Lage gewesen wäre, wenn er es nur gewollt hätte. Der Vatikan weiß, weshalb er seine Archive ab 1939 immer noch unter Verschluss hält.

Für Hitlers Krieg gegen den gottlosen Bolschewismus war man nicht nur bereit, die Schoah als Kollateralschaden in Kauf zu nehmen. Judentum, Bolschewismus, Freimaurertum und Liberalismus waren für die katholische Kirche schon seit vielen Jahrzehnten Synonyme. Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung waren schon seit dem Mittelalter katholische Tradition. Der Klerus hetzte mit Ritualmordlegenden den Mob auf, und nach vollendeten Tatsachen setzten sich die Päpste gönnerhaft und selbstgerecht für die verbliebenen, „verstockten“ Juden ein, auf die sie ja aus theologischen Gründen angewiesen waren. Sie waren die „Gottesmörder“, die man als Sündenböcke brauchte, deren Konversion eine wichtige Rolle spielte bei der mythologischen Wiederkehr des göttlichen Meisters. Nur deshalb waren sie nicht schon früher einer rein katholischen Endlösung zum Opfer gefallen, wie etwa die Albingenser. Pius XII. und Tiso setzten diese Tradition in gewisser Weise fort. Pacellis Problem war nicht die direkte Verwicklung eines Priesters in den slowakischen Holocaust, sondern ausschließlich die sich abzeichnende Kriegsniederlage Hitlers und der damit verbundene potentielle moralische Bankrott der Kurie vor den Augen der Weltöffentlichkeit.

Epilog

Erst im Herbst 1944, nachdem die Slowakei von der Wehrmacht besetzt worden war, wurden die Deportationen wieder aufgenommen. Bei der Niederschlagung des slowakischen Volksaufstandes hatten die Nazis die Unterstützung Tisos und von Teilen der katholischen Hierarchie. Tiso und Tuka wurden in den Nachkriegsprozessen der wiedervereinten Tschechoslowakei zum Tode verurteilt und gehängt. Der kollaborierende, führende katholische Bischof Ján Vojtaššák wurde zu 24 Jahren Freiheitsentzug verurteilt.

Nach der Niederlage der Sowjetunion im Kalten Krieg 1990 ist die Slowakei wieder ein separater Staat, genauso wie Kroatien. Bei Ján Vojtaššák läuft der Seligsprechungsprozess. Tiso wird heute in weiten Teilen der katholischen Bevölkerung Slowakiens als Märtyrer verehrt, die Slowakische Nationalpartei und Teile des katholischen Klerus streben seine Selig- und Heiligsprechung an. Auch Pius XII. soll seliggesprochen werden. Das Rad der Geschichte wird zurückgedreht. Einen Mangel an Konsequenz kann man der katholischen Kirche wahrlich nicht vorwerfen. Und sie wird ihrer Linie sicher auch in Zukunft treu bleiben.

Der Islam und die Nationalsozialisten im Zweiten Krieg

Erster Teil

Von Karl Pfeifer

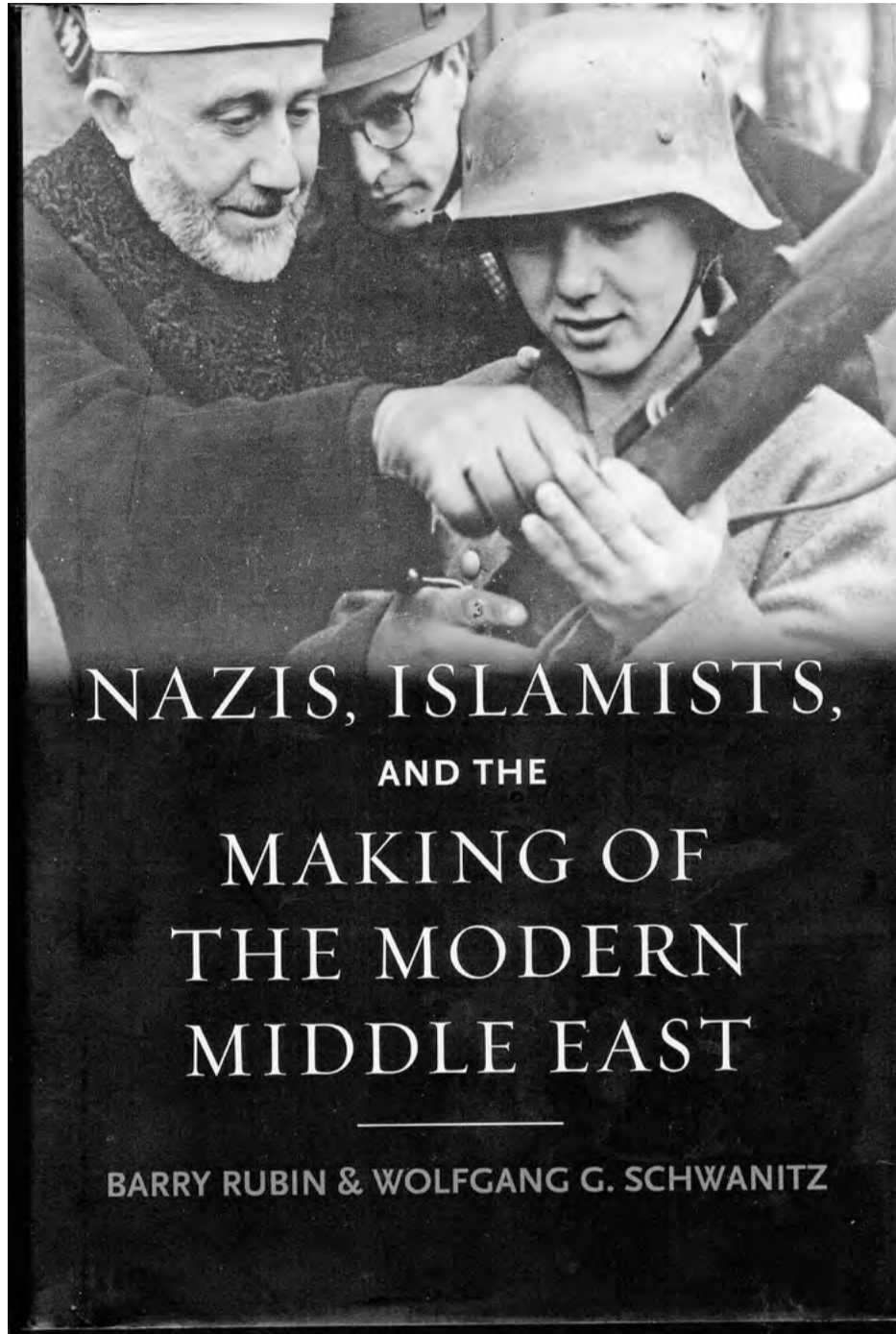
Einige Hunderttausend Muslime kämpften während des Zweiten Weltkriegs auf Seite der Nazis. Bei der Rekrutierung und Propagierung dieser Kollaboration zeichnete sich der höchste muslimische Kleriker Palästinas, Mufti Amin el-Husseini aus, der nach 1945 weiterhin der unbestrittene Führer der Palästinenser war und 1948 in Gaza zum Präsidenten des palästinensischen Nationalrates gewählt wurde. Husseini blieb seiner jüdenfeindlichen Gesinnung treu als er 1947 von Ägypten aus erneut zum „Vernichtungskrieg“ gegen die Juden aufrief.

Ende Juli 1940 sandte der ehemalige Diplomat und Orientalist Max von Oppenheim ein siebenseitiges Memorandum an das deutsche Außenamt und schlug – wie schon 1914 – vor, in den von „Feinden beherrschten Gebieten eine islamische Revolution auszulösen“. In Zusammenarbeit mit dem panislamischen Shakib Arslan und dem Mufti von Jerusalem, Amin al Husseini, könnten deutsche Offiziere von Ägypten bis Indien eine islamische Revolte entfachen. Er wurde informiert, dass die von ihm berührten Fragen bereits detailliert im Außenamt (AA) erörtert wurden. Tatsächlich aber hatten weder Hitlers außenpolitische Pläne, die er schon vor 1933 entwickelte, noch irgendeine im AA nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten entwickelte Strategie ein großes Gewicht auf den Nahen Osten bzw. auf die islamische Welt gelegt. Man respektierte die Interessen der Verbündeten Italien und Spanien sowie Großbritanniens, mit dem Hitler ein Bündnis suchte.

In der islamischen, insbesondere aber der arabischen Welt spielten die Probleme des Heiligen Landes eine wichtige Rolle. Die deutsche Regierung jedoch kümmerte sich nicht darum. Nach 1933 litt die Regierung unter Reichskanzler Hitler unter einem chronischen Devisenmangel, der sich durch die Boykottmaßnahmen aufgrund der Verfolgung deutschen Juden zu verschlimmern drohte. In dieser Lage kam es zum Haavara-Abkommen, das nach Palästina auswandernden Juden ermöglichte, einen Teil ihres Vermögens durch den Verkauf deutscher Waren in Palästina zu retten. Hitler selbst hatte entschieden, „daß die Judenauswanderung aus Deutschland weiterhin mit allen Mitteln gefördert werden“ sollte. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs genoss diese absolute Priorität.

Doch am 4. Dezember 1940 veröffentlichte die Reichsregierung im Rundfunk eine mit Italien abgestimmte Erklärung, in der sie „die volle Sympathie Deutschlands“ für „den Kampf der arabischen Länder zur Erlangung ihrer Unabhängigkeit“ bekundete. Das klang etwas allgemein.

Anfang 1941 – nach dem Scheitern des italienischen Militärs in Nordafrika und am Balkan – änderte sich die deutsche Haltung. In diesem Jahr, als deutsche Truppen in Nordafrika tätig wurden, begann man sich im AA Gedanken zu machen über den Umgang mit dem Islam. Trotz der Skepsis des AA – die deutschen Diplomaten erinnerten sich noch, dass diese Politik während des Ersten Weltkriegs nicht den erhofften Erfolg gebracht hatte – wurde eine systematische Instru-



NAZIS, ISLAMISTS, AND THE MAKING OF THE MODERN MIDDLE EAST

BARRY RUBIN & WOLFGANG G. SCHWANITZ

Der mit Hitler verbündete Mufti Al-Hosseini besucht moslemische Pro-Hitler-Truppen.

mentalierung des Islams beschlossen. Anfang 1942 diskutierten die Beamten der politischen Abteilung die Frage, ob

Addis Abeba, Teheran und Haifa stationiert war, koordiniert. Melchers hatte als Konsul aus Haifa 1938 über den

„ Einige Hunderttausend Muslime kämpften während des Zweiten Weltkriegs auf Seite der Nazis. “

neben der nationalen (z.B. arabischen oder indischen Propaganda) auch eine allgemeine muslimische Propaganda in den von Muslimen bewohnten Gebieten der Welt gemacht werden sollte. Anstatt Aufruf zum „Heiligen Krieg“ sollte eine maßvolle Propagierung der islamischen Idee in den arabischen Ländern und auf dem Gebiet der Sowjetunion erfolgen. So konnte Ernst Wörmann, Chef der politischen Abteilung im AA seinem Vorgesetzten Staatssekretär Ernst von Weizsäcker melden, dass das islamische Problem in seiner Abteilung gründlich behandelt wurde und zwar von der „politischen und propagandistischen“ Seite. Nur in Indien sollte keine islamische Propaganda gemacht werden, weil die nicht „nützlich“ sei, denn zum Konflikt zwischen Muslimen und Hindus wollten die Nazi keine Stellung beziehen.

Diese Bemühungen wurden im AA vom erfahrenen Karrierediplomaten Dr. Wilhelm Melchers, der früher in

Terror der von Husseini angeführten Aufstandsbewegung gegen Araber berichtet: „Arabische Kaufleute, anderen Patriotismus nicht zu zweifeln ist, haben Droh- und Erpressungsbriefe von den Aufständischen erhalten, die sie teilweise zu Zahlungen veranlaßten, die über ihre Kräfte gingen. Wehe dem, der nicht zahlt oder rechtzeitig flieht; insbesondere sind diejenigen gefährdet, die als Gläubiger größere Ausstände haben. Sie haben in Mengen Haifa verlassen und sind nach Syrien, Ägypten und Cypern geflüchtet. Alte Fehden und Familienzwistigkeiten werden unter politischem Mäntelchen wieder aufgewärmt und durch Angeberei vor die in den Bergen tagenden Gerichte der Aufständischen gezerrt. Die Verklagten werden dorthin zitiert oder entführt und sind froh, wenn sie mit Geldbußen oder Beiträgen für die Aufständischen davon kommen. Die Zeit hat günstige Gelegenheit zur Erle-

digung von Blutrache-Aktionen unter politischer Verbrämung geboten.“

Ein anderer wichtiger Sachbearbeiter war Dr. Franz Grobba, ein Orientalist, der schon während des Ersten Weltkrieges Kommandant eines Regiments muslimischer Freiwilliger war und in Palästina diente. Im Dezember 1936 war Grobba Botschafter in Bagdad und erhielt vom Mufti die folgende Botschaft: „Deutschland werde sich den unauslöschlichen Dank aller Araber erwerben, wenn es ihnen in ihrer jetzigen Notlage beistünde und ihnen zum Siege verhelfe“.

Mufti Amin el-Husseini

Sowohl Melchers als auch Grobba kannten den prominentesten religiösen Kleriker, den man in deutsche Dienste nehmen wollte: Amin al Husseini, Mufti von Jerusalem, der aus dem Klan der Husseinis kam, die sich als Feudalherren einen Namen machten. Bereits 1920 hetzte er zum Pogrom gegen Juden, floh vorsorglich nach Syrien und erhielt in Abwesenheit zehn Jahre Haft, die er aber nicht abzusitzen brauchte. Der Chef der britischen Mandatsverwaltung, Sir Herbert Samuel, wollte unbedingt Frieden mit den Arabern schließen. Ganz im imperialistischen Sinne „divide et impera“ (teile und herrsche), hat der liberale jüdische Politiker den Konflikt zwischen den beiden wichtigsten Familien Jerusalems, den Nahshashibis und den Husseinis angeheizt. Weil der Bürgermeister von Jerusalem ein Nashashibi war, sollte ein Husseini das höchste geistliche Amt bekleiden. Samuel hielt Amin el-Husseini für einen „moderaten Mann“ und begnadigte ihn im September 1920. Bei den Wahlen zum Mufti im April 1921 wurde el-Husseini nur Vierter hinter einer Reihe angesehener Gelehrter, doch Samuel ernannte ihn bereits am 8. Mai zum Mufti, der seine Machtposition dazu benützte, zum Kampf gegen die Juden des Heiligen Landes aufzurufen und diesen ideologisch zu untermauern.

Der um die Jahrhundertwende geborene Amin el-Husseini hatte 1912/13 kurze Zeit an der Al-Azhar Universität in Kairo studiert und sich schon dort an der Gründung einer antizionistischen Vereinigung von Studenten beteiligt. Danach tat er als Offizier der osmanischen Armee seinen Dienst und schloss sich 1916 einer arabischen Geheimgesellschaft an, die für die Autonomie eintrat. 1917, während eines Krankenurlaubs in Jerusalem, desertierte er und ging zu den Aufständischen unter dem Sherif Hussein.

1921 revoltierten Araber, „die gegen die Ernennung eines Juden [Herbert Samuel] aufbegehrten“ und am 1. Mai griff ein Mob jüdische Läden und Einrichtungen an, sein Ziel war insbesondere ein Einwandererheim, das sowohl Männer wie Frauen beherbergte und als Sündenpfuhl betrachtet wurde. Arabische Polizisten sahen zu, als selbst Kinder getötet wurden. Unter den Opfern war auch der bekannte Schriftsteller Joseph Chaim Brenner. Der bisherigen Vorstadt Tel Aviv wurde danach die Autonomie gewährt und Tausende Juden flohen aus Jaffa dorthin. Die britische Regierung machte sich Sorgen wegen der Kosten der Verwaltung des Mandats und der damalige Kolonialminister Sir Winston Churchill erklärte in einem Memorandum vom 1. Juli 1922, dass die Mandatsmacht nicht im Sinn habe, das Land „so jüdisch

werden zu lassen, wie England englisch“ ist. Transjordanien wurde abgetrennt und mit einem Einwanderungsstopp für Juden belegt.

So begann eine arabische Erpressungspirale, nach jedem Ausbruch von Gewalt wurde eine Kommission eingesetzt, die in der Regel bestätigte, dass Araber die Aggressoren waren, aber die jüdische Einwanderung als Auslöser der Gewalt verantwortlich machte. Ein Mechanismus, der auch heute von gewissen Politikern und Medien angewandt wird.

1929 wurde ein Vorfall vor der Klammmauer vom Moslemischen Oberrat unter el-Husseini aufgebauscht und der Mob zum Pogrom aufgehetzt. Allein in Hebron wurden mehr als 130 Juden massakriert und die überlebenden Juden aus der Stadt von den Briten ausgesiedelt. Der Mufti wurde dadurch gestärkt, während die kompromissbereiten arabischen Kräfte geschwächt wurden. Bereits am 31. März 1933 telegraphierte der deutsche Generalkonsul Wolff nach Berlin: „Mufti machte mir heute eingehende Ausführungen, daß Mohammedaner innerhalb und außerhalb Palästinas neues Regime Deutschlands begrüßen, und Ausbreitung faschistischer anti-demokratischer Staatsführung auf andere Länder erhoffen. Jetziger jüdischer Einfluß auf Wirtschaft und Politik sei überall schädlich und zu bekämpfen. Mohammedaner, um Juden in ihrem Wohlstand zu treffen, auf Erklärung Boykotts in Deutschland hoffen, dem sie dann in der ganzen mohammedanischen Welt mit Begeisterung beitreten würden.“

Die starke jüdische Einwanderung nach 1933 löste eine ungewöhnlich scharfe anti-britische Propaganda aus. Im Oktober 1933 wurde ein arabischer Generalstreik ausgerufen, der zu Unruhen im ganzen Land führte. Doch der Streik scheiterte und 1935 gründeten die Husseinis die Palästinensische Arabische Partei, die u.a. die Abschaffung des Mandats forderte.

Es gab damals sechs arabische Parteien, die jeweils einen Klan vertraten. Am 25. April 1936 einigten sich die sechs Parteien und schufen ein Oberstes Arabisches Komitee, das später als Arab Higher Committee (AHC) bezeichnet wurde und Amin el-Husseini wurde dessen Präsident. Durch seine Banden ließ er seine arabischen Gegner erpressen und einschüchtern, oft auch ermorden.

Die Mandatsmacht schlug wieder eine königliche Kommission vor, die am 11. November 1936 unter dem Vorsitz von Earl Peel in Jerusalem ankam. Der Mufti sagte vor dieser Kommission aus. Die Peel-Kommission beanstandete, dass die Macht des Muftis nicht eingeschränkt wurde. Das AHC „stellte tatsächlich das Hauptquartier der arabischen nationalistischen Bewegung dar“. Der am 7. Juli 1937 publizierte Bericht empfahl das Land zu teilen in einen kleinen jüdischen Staat und eine Vereinigung des arabischen Gebiets (etwa 85 % des Landes) mit Transjordanien. Außer Transjordanien stimmte kein arabisches Land zu und auch der Mufti reagierte heftig, indem er wieder seine Banden mobilisierte. Er hätte das meiste zu verlieren gehabt, wenn sein

Erzfeind, der damalige Emir Abdallah dieses Territorium an sein Land hätte anschließen können.

Am 17. Juli entzog sich der Mufti seiner Verhaftung und versteckte sich

„Am 1. Mai 1921 griff ein Mob ein Einwandererheim an, das sowohl Männer wie Frauen beherbergte. Arabische Polizisten sahen zu, als selbst Kinder getötet wurden.“

im inneren Moscheebezirk am Felsendom, wohin sich die Briten nicht hineinwagten. Nach der Ermordung eines britischen Distriktkommissars am 26.

zialisten finanziell unterstützt wurde. Gegen die Unterstützung der Rebellion in Palästina gab es in Berlin Einwände wegen „Unzuverlässigkeit der Araber“, die „trotz der moralischen und teilweise

wohl auch materiellen Hilfe“ nicht „vor rigorosen Maßnahmen gegen schutzlose deutsche Siedler [...] zurückschrecken“. Hitler meinte in einer Ansprache am 22.

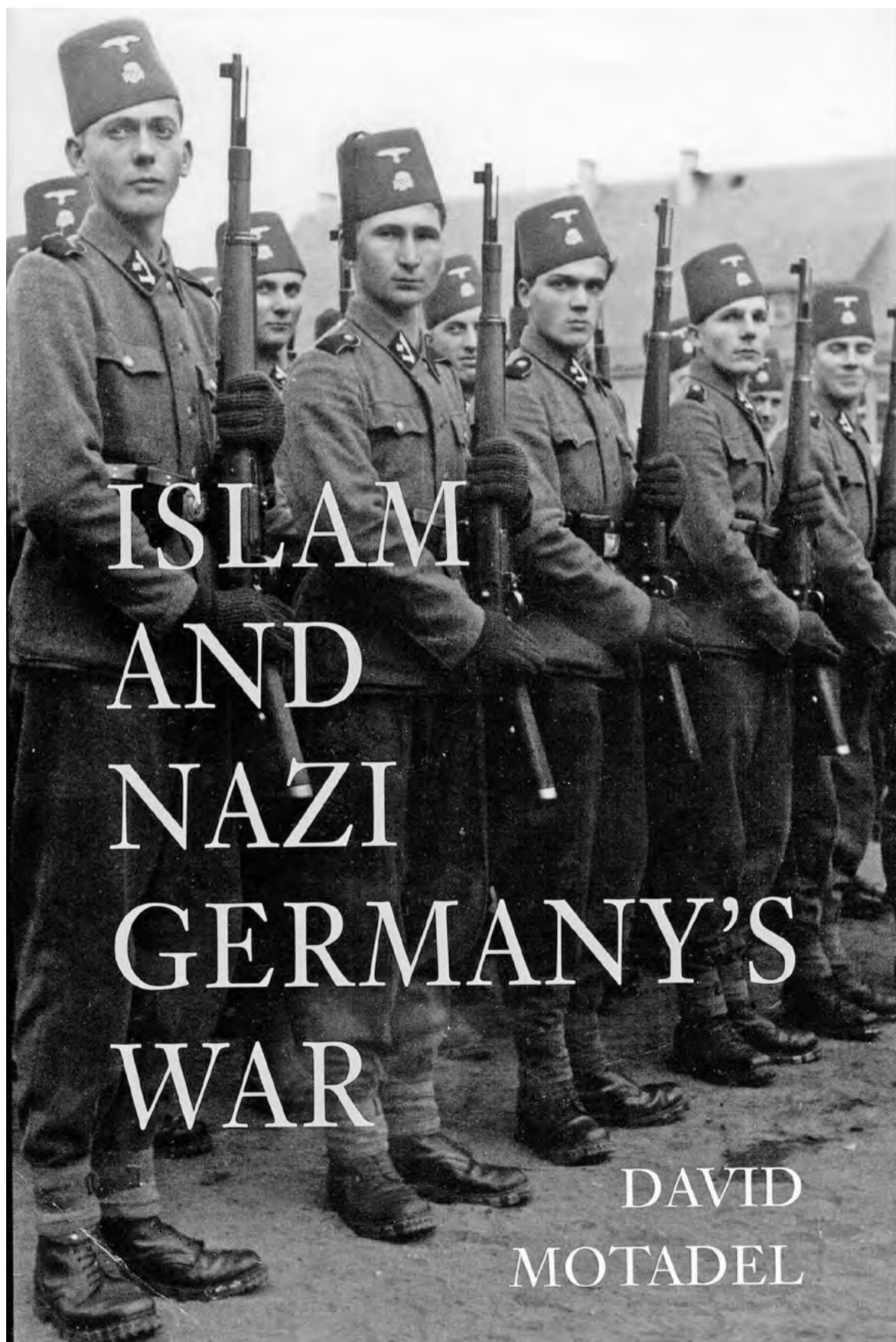
Die Briten waren interessiert dem Aufstand in Palästina ein Ende zu bereiten und veröffentlichten im Mai 1939 ihr „White Paper“, das eine Einstellung der jüdischen Einwanderung nach fünf Jahren und die Beschränkung jüdischer Rechte wie Bodenkauf sowie die Gründung eines palästinensischen Staates innerhalb von zehn Jahren vorsah. Husseini und der AHC lehnten auch dieses für die Araber günstige Angebot ab.

Nach Ausbruch des Krieges setzten die Franzosen den Mufti unter Druck sich mit den Westmächten zu solidarisieren. Deswegen floh er im Oktober 1939 in den Irak, wo er begeistert empfangen wurde. Lokale Politiker veranstalteten Empfänge für Husseini, der Iraks Abbruch der politischen Beziehungen zu Deutschland verurteilte. Bald wurde er in die Kreise der irakischen Pro-Achsen-Anhänger eingeführt, die insbesondere im Militär aktiv waren. Das Geld aus Deutschland erhielt der Mufti über das italienische Konsulat und er machte aus seinen Gefühlen für Nazideutschland kein Geheimnis. Das war die Zeit der leichten deutschen Siege, als der britische Premier Nuri as-Said durch den deutschfreundlichen Rashid Ali al-Gailani abgelöst wurde. Der Mufti betrieb nicht nur eine anti-britische, sondern auch eine antijüdische Politik und befürwortete eine „Lösung der Judenfrage“, wie sie in Deutschland praktiziert werde.

Der irakische Justizminister fuhr in die Türkei, wo er dem deutschen Botschafter Franz von Pappen einen Brief des Muftis vom 21. Juni 1940 überreichte. Er erwähnte, dass die Araber Palästinas, seit vier Jahren die Demokratien und das „internationale Judentum“ bekämpfen. Das durch den gemeinsamen Feind „verleumdete, mißhandelte und betrogene“ arabische Volk erwarte zuversichtlich, dass das Ergebnis des deutschen Sieges die arabische Unabhängigkeit und gänzliche Befreiung sowie die Schaffung seiner Einheit sein werde.

Anfang 1941 sandte der Mufti seinen Privatsekretär Haddad nach Berlin, der Grobba erklärte, der Irak müsse nicht unbedingt den Briten gehorchen und könnte an der Seite der Achsenmächte tätig werden und forderte, wie schon einige Male zuvor, eine offizielle deutsche Stellungnahme zu Gunsten der Araber.

In einem persönlichen Brief an Hitler, den Haddad Mitte Februar 1941 Hitler übergeben ließ, betonte der Mufti die „wärmste Sympathie der arabischen Völker für Deutschland und die Achse“. Husseini machte auch auf die Juden aufmerksam, diese „gefährlichen Feinde, deren Geheimwaffen die Finanz, die Korruption und die Intrigen“ seien, hätten sich mit den Briten verbunden, um ihre Träume in Palästina und sogar in den benachbarten Ländern zu verwirklichen.



Bosniach-moslemische SS-Männer.

September 1937 erklärten die Briten das AHC für illegal und enthoben den Mufti seiner Ämter. Im Oktober entkam er in Frauenkleidung und flüchtete in den Libanon. Der Mufti schürte weiter den Aufstand, der von den Nationalso-

zialisten August 1939: „Wir werden weiterhin die Unruhe in Fernost und in Arabien schüren. Denken wir als Herren und sehen wir in diesen Völkern bestenfalls lackierte Halbaffen, die die Knute spüren wollen.“

Eine besondere Frau

Meine Sterbebegleitung für eine Auschwitz-Überlebende im jüdischen Seniorenheim

Von Judit Marach

„Guten Tag, ich heiße Judit und bin ab heute für Ihren Wohnbereich zuständig. Ich freue mich Sie kennenzulernen“, waren meine ersten Worte. Ich betrat das Zimmer einer Heimbewohnerin im jüdischen Seniorenheim. Doch mit der Antwort, die mir die zierliche, etwa zehn Zentimeter kleinere Frau gab, habe ich nicht gerechnet. Ich neigte mich ein bisschen zu der Frau hinunter. Da ich davon ausgehe, dass das Gehör im höheren Alter nachlässt, spreche ich automatisch lauter, wenn ich auf einen Heimbewohner treffe.

„Wenn Sie immer so krumm gehen, wird man Sie nie ernst nehmen!“ Eine seltsame Stille entstand und ich wusste nicht, wie ich auf das Gesagte reagieren sollte. Von daher versuchte ich der Dame zu erklären, dass dies bei mir normalerweise nicht der Fall sei und ich schon auf meine Haltung achte.

Die Dame wohnte im vierten Obergeschoss und ich wollte sie zum Kaffeetrinken eine Etage tiefer begleiten. Als ich ihr antworten wollte, öffnete sich die Tür des Fahrstuhls. „Nun schauen Sie sich an“, die Dame blickte in den Fahrstuhlspiegel und fokussierte mich. „Sie sind doch genauso klein wie ich. Mittlerweile bin ich über neunzig Jahre alt, meinen Sie ich hätte es im Leben so weit gebracht, wenn ich nicht aufrecht gegangen wäre?“ Sie traf den Nagel auf den Kopf. Ich sagte ihr, dass sie Recht habe und ich es in Zukunft ändern werde. Irgendwie hatte sie mich durchschaut. Das war mir damals allerdings noch gar nicht so bewusst. Damals wusste ich noch nicht, dass dieses erste Zusammentreffen mein Leben verändern würde.

Inzwischen arbeite ich seit mehreren Jahren in der Altenpflege. Ich absolvierte meine Ausbildung zur Fachkraft in einer diakonischen Einrichtung und arbeitete dort ebenfalls in der ambulanten Pflege. Schon während meiner Ausbildung beschäftigte mich der Gedanke, dass der Tod nicht immer das Ende ist. Ich lernte, dass es im Normalfall immer den gleichen Ablauf gäbe: Bestätigung des Todes durch einen Arzt, Aufbereitung des Verstorbenen, Abholung durch den Bestatter. In seltenen Fällen besuchte man selbst noch die Beerdigung. Aber das konnte doch nicht alles sein!

Als ich mit 17 Jahren am Beginn meiner Ausbildung stand, verängstigte mich der Gedanke an den Tod. Ich fürchtete mich davor jemanden aufzufinden, der gestorben war. Ich versuchte meine Angst zu nutzen und so wurde sie schließlich zum Antrieb für meine Auseinandersetzung mit diesem schwierigen Thema. Von Kinderbüchern über Internetforen hin zur Fachliteratur las ich alles dazu, was ich in die Hände bekam. In meiner Diakonizeit wurde ich noch an die Hand genommen, damit ich bei diesem Thema nicht alleine bin. Mir wurde der Zugang zum Tod in einer christlichen Ethik nähergebracht, was bei mir das Bedürfnis weckte meinen eigenen, den jüdischen Blickwinkel, zu entdecken.

Vielleicht liegen die Ursprünge dieses Interesses, dieses Bedürfnisses in dem Engagement meiner Mutter begründet. Sie ist seit Jahren ein aktives Mitglied in der Chewra Kadischa unserer Gemeinde. Ich musste mir für mein Interesse schon die ein oder andere Bemerkung anhören, waren es doch nicht gerade die typischen Mitzvot, die Mädchen in meinem Alter und meiner Umgebung ausführten. Von

dem Widerspruch ließ ich mich allerdings nicht abhalten. Dann kam jeoch alles plötzlich schneller als gedacht.

Bevor ich mich theoretisch einarbeiten konnte, verstarb ein Gemeindemitglied. Da ich Interesse bekundet hatte, wurde ich gefragt, ob ich an der Tahara (Leichenwaschung) teilnehmen möchte. Ich willigte ein. Der Tag kam und mein einziges Wissen war, dass ich gleich einen Menschen sehen würde, der nicht mehr atmet. Ich traf mich mit den anderen Mitgliedern der Chewra Kadischa in einem Vorraum eines Bestattungsinstitu-



Die Autorin Judit Marach (im Hintergrund mit dunklen Haaren) bei der Arbeit.

tes und anschließend besprachen wir den genauen Ablauf. In einer bedächtigen Atmosphäre streiften wir durch das Insti-

tu und wir schworen uns, wenn wir überleben sollten, dann werden wir alles Süße auf der Welt essen.“ Es schossen mir Tränen in meine Augen, ich guckte sie an und hielt stillschweigend ihre Hand. Als ich das tat, verschob ich versehentlich ihre Bluse am Arm. Es kam eine tätowierte neun zum Vorschein.

Die Schoah traf uns. Es gibt nur wenige jüdische Familien auf der Welt, von denen kein Familienmitglied in den Mordmaschinen vernichtet wurde. Meine Oma, sie lebt in Israel, schwieg häufig bei diesem Thema. Sie hatte den Horror erlebt,

Sie unterhielten sich und jeder wunderte sich woher sie die Kraft nahm. Der Sohn blieb für vier Tage und reiste noch vor Schabbatbeginn wieder zurück zu seiner Familie. Ein paar Tage war „unsere Ytka“ (wie wir sie in unserer kleinen Pflegefamilie nannten) wieder fit.

Aber nach diesen Tagen kam der Einbruch. Mir war klar, dass sie den Weg nicht mehr weitergehen würde. Es war in meiner Spätdienstwoche und ich verbrachte sehr viel Zeit in ihrem Zimmer, brachte ihr Essen, versuchte sie zu ermutigen etwas zu trinken, aber die Kraft um in unseren Gesprächen zu antworten, fehlte ihr. Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch, musste ich den Feierabend antreten. Manchmal kann man diese Gefühle nicht richtig einordnen, im Nachhinein weiß ich, dass es das seltsame Gefühl war, dass dies das letzte Mal war, dass ich Ytka lebendig sah. Ich gab alle Informationen an die Nachtschicht weiter und da ich das Gefühl nicht loswurde, ging ich noch einmal zu ihr und setzte mich ans Bett. Sie atmete schwach. Ich hielt erneut ihre Hand und betrachtete ihren Unterarm, die Nummer.

All die schönen und prägenden Momente mit ihr, liefen vor meinem inneren Auge ab. Ich hielt inne, vielleicht war das meine letzte Möglichkeit mit ihr zu sprechen. Die Nummer auf ihrem Unterarm hielt ich bedeckt, keiner sollte mit solch einem Leid sterben. Dieser Augenblick vereinte so viele Gefühle in mir, dass ich mich kaum an meine genauen Worte erinnern kann. Aber ich weiß, dass ich mich bedankte und ihr sagte, dass sie den schönsten Platz bekommen wird. Bevor ich ging, betete ich das Schma mit ihr.

Auf dem Heimweg spürte ich den unglaublichen Druck auf mir. Zuhause angekommen, rief ich auf der Arbeit an und bat darum, dass man mir eine Mitteilung zukommen lässt, für den Fall, dass in der Nacht der Tod einträte. Um 5 Uhr morgens klingelte mein Handy, es war eine SMS. Ich wusste, was dort stehen wird, aber nicht wie ich reagieren würde. Tränen liefen über mein Gesicht. Trauer erfüllte jede Faser meines Körpers. An Schlaf war nicht mehr zu denken, also erschien ich drei Stunden früher zur Arbeit. Als ich ankam, stand das Fahrzeug des Bestattungsunternehmens vor der Tür. Ich eilte nach oben in den vierten Stock und wollte sie ein letztes Mal sehen. Als ich den Raum betrat, wurde Ytka in den Sarg gelegt.

Auch der Bestatter kannte sie, und schien sehr betroffen von ihrem Tod. Die Trauer mischte sich mit dem Gefühl, dass sie das Leid jetzt hinter sich hatte. Nachdem Ytka das Haus verließ, wollte ich ihr die letzte Ehre erweisen. Sie war zwar Mitglied einer anderen Gemeinde, was zuerst für Komplikationen sorgte, aber schließlich durfte ich dennoch ihre Tahara übernehmen. Kurze Zeit später erhielt ich den Termin für Tahara und Beerdigung. Ich betrat den Raum, direkt hinter der Abdankungshalle und wir führte die Waschung durch. Ytka sah glücklich aus, zufrieden. Als wir fertig waren, Ytka in ihrem Sarg lag, beugte ich mich zu ihr hinunter, legte meine Hände auf ihre Schultern und verabschiedete mich von ihr. Sie hat mich tief bewegt und mich mehr gelehrt, als sie wahrscheinlich ahnte.

Ich werde meinen Dank zwar nie mehr ihr gegenüber ausdrücken können, aber mein Leben so führen, dass ich es ihr zu Ehre gestalte.

„ Ich hatte eine Freundin und wir schworen uns, wenn wir überleben sollten, dann werden wir alles Süße auf der Welt essen.“

tut und es öffnete sich eine Tür zu einem kargen Raum. Klinisch, kalt, steril. Auf einem Metalltisch zeichnete sich unter einem weißen Tuch die Silhouette einer Frau ab. Wir begannen uns mit Schutzkitteln, Handschuhen usw. anzukleiden. Ein Mitglied, das als Ärztin in einem nahegelegenen Krankenhaus arbeitete, nahm das weiße Tuch vom Gesicht der Verstorbenen. Sie guckte sich das Gesicht an und als ich genauer hinsah, meinte ich ein Lächeln erkennen zu können. Ich ging langsam zu ihr. Das Lächeln weckte mein Interesse und ich begann mir Details einzuprägen. Es schien, als würde sie schlafen, alles war entspannt und ich behaupte zu sagen, dass diese Frau mit sich selbst in Frieden gestorben ist. Dieses Gefühl nahm mir meine Angst. Wir führten die traditionelle Tahara durch, mit dem Abschluss, dass wir die Frau in ihren Sarg betteten.

Mehrere Monate pflegte ich Ytka, die Frau, bei der ich immer meinen Rücken durchstreckte. Sie hatte recht: Mach dich nicht so klein, denn du bist nicht so groß! Sie trank immer schwarzen Kaffee, immer sehr süß. Sie konnte es nie süß genug haben. Vorerst verstand ich nicht warum, aber ich erfüllte ihr diesen Wunsch gerne. Normalerweise verteilte ich je zwei Süßstofftabletten pro Tasse Kaffee. Und das geschah mir auch versehentlich bei ihr. Sie trank einen Schluck und verlangte mehr Zucker. Ich versüßte ihren Kaffee. Sie sah mich an und sagte mir: „Wissen Sie, als ich dort war, hatte ich eine Freun-

der überlebt, betonte aber, dass sie „nur“ in einem „Arbeitslager“ gewesen sei. Ich bin mit diesem Wissen aufgewachsen, wie viele meiner Freunde. Ich glaube, dass dieses Wissen einen Menschen verändert, dass es die Sensibilität steigert. Für die Gefühle gegenüber meiner Oma macht es bei mir keinen Unterschied, ob es die Hölle eines Arbeits- oder die eines Vernichtungslagers war. Nun saß ich bei Ytka, einer Auschwitz-Überlebenden. Sollte ich sie deswegen anders behandeln? Wie geht man mit Menschen, die dieses Grauen überlebten, um?

Meine Gedanken rasten, tausend Fragen in meinem Kopf, aber Ytka holte mich zurück. „Wärs Du so lieb, mir noch einen Kaffee zu holen?“ Als ich mit dem Kaffee zurückkam, sagte ich mir, dass ich dieser liebenswürdigen Frau im Hier und Jetzt eine schöne Zeit bereiten kann. Während unserer gemeinsamen Monate verging die Zeit wie im Flug und langsam wurden Anzeichen des Ablebens sichtbar. Sie wurde schwächer. Bald schaffte sie es kaum noch sich aufzuraffen. Die Erschöpfung stand in ihrem Gesicht und ihren süßen Kaffee konnte sie nur noch auf ihrem Zimmer zu sich nehmen.

Eine der wohl schwierigsten Aufgaben einer Pflegerin ist es, die Angehörigen über den baldigen Tod ihres Familienmitglieds zu informieren. Ich rief Ytkas Sohn an, der in Israel lebte und klärte ihn auf. Er ließ alles stehen und liegen und stieg in das nächste Flugzeug, damit er von seiner Mutter Abschied nehmen konnte. Er betrat das Zimmer und konnte es kaum fassen. Seine Mutter schien zu seinem Erstaunen gesund und voller Kraft zu sein.

Beth Olam - Jüdischer Boden für immer und ewig

In Bielefeld entsteht ein Film über den jüdischen Friedhof der Stadt

Von André Falldorf

Es ist nur ein Stein. Ein geologisches Phänomen. Geschleift von Zeiten, die wir zwar berechnen, doch nicht ermessen können. Ein kaltes, graues Fragment erdhistorischer Transformation. Von ertümlischer Gewalt gestaltet und seit Jahrtausenden friedlich vereint mit der Umwelt, die ihn umgibt.

Der Stein fristet ein wohl eher unscheinbares Dasein, und doch prägte er vermutlich seine unmittelbare Nachbarschaft auf unverwechselbare Weise. Er spendete Schatten und bot Schutz vor Witterung und Erosion. Neben ihm wuchs Flora, gedieh Fauna, die ohne ihn ihren Standort nicht hätten behaupten können. Er war wohl der sprichwörtliche Fels in vielfach besungener Brandung. War Hindernis und Wegbereiter. Könnten wir ihm Schilderungen seines Werdeganges und seiner Wegbegleiter entlocken, es bräuhete sicher Generationen unserer Spezies, diese aufzuzeichnen und ihnen einen würdigen Rahmen zu verleihen.

Es ist nur ein Stein... Doch beschau ich ihn nun; seine raue farblose Oberfläche schmeichelt meinen Sinnen nicht, wird unvermittelt deutlich, dass er nunmehr zu einem Träger menschlicher Erinnerung wurde, von ihren Ahnen zu erzählen. Mit der Aufgabe betraut, sie zu ehren und an sie zu denken, hebt es ihn aus der unübersichtlichen Masse seiner Artgenossen und auf ihm werden Worte lesbar. Prägungen werden deutlich und verblassen wieder im Verlauf seiner Existenz. Er beschreibt etwas, das ich nur schwerlich greifen kann und was doch Gegenwart ausmacht und eben an diesem Ort, wo er sich nun stolz in den Himmel reckt, unumstößliches Recht bedeutet: Ewigkeitsanspruch! Ewigkeit?

Ein wahrlich großes Wort für solch einen jämmerlichen Kümmerling wie mich. Denn auch wenn mir mein Leben bedeutsam und überaus lebenswert erscheint, was umspannt es im Werdegang dieses Steins? Mobile Erreichbarkeit taktet mein Dasein: Fahrzeit, Dienstzeit, Freizeit, Mahlzeit, Hochzeit, Lebenszeit, Lehrzeit, Jahreszeit. Keine Zeit? Allzeit bereit! Allzeit? Auch am Ende? Wenn ich all diesen nichtigen Episoden „Lebewohl“ sagen muss? Und während ich noch diesen trägen Gedanken nachhänge, gewinnt meine Umwelt Kontur und gibt ihren unvergleichlichen Charakter preis: Ich bin bei den Toten und die Zeugen ihrer Lebendigkeit stürmen – nicht aufdringlich, doch alles andere als stumm – auf mich ein. Es ist nicht der „angemessene Wohnraum“, der sich aus rechtlichen Leistungsansprüchen ableitet und potentielle Mehrbedarfe antragserforderlich macht, sondern die Heimstatt einer Gemeinschaft, deren lebendige Vertreter energisch dafür eintreten, dass sie alle – ohne Unterschied – bis zum Jüngsten Tag einen Raum haben, der sie behütet und als Spur in der Sprache der Gegenwart verankert bleibt. Unkündbares Bleiberecht auf unbefristete Zeit.

Ein beachtliches Faszinosum in heutiger Zeit und sicher genau das, was wir alle unter Totenruhe verstehen, doch viele schon seit Langem nicht mehr praktizieren, auch weil ökonomische Zwänge uns „modernen“ Menschen Handlungsalternativen auferlegen. Und nicht zuletzt deshalb so „bezaubernd“, wenn ich mir diese Unsachlichkeit gestatten darf. Die Rede ist von einem gegenständlichem Phänomen, welches sich in unmittelbarer Nachbarschaft befindet und auf eine vielschichtige Historie zurückblickt, die mit dem Staat, der Stadt, ihren Bürgern und damit nicht

zuletzt auch mit mir verwoben ist, und von dem ich dennoch absolut gar nichts weiß.

Die Rede ist von dem Friedhof der Jüdischen Kultusgemeinde Bielefeld. Warum also weiß ich nichts darüber? Es erscheint mir rätselhaft. Halte ich mich doch manches Mal für einen relativ aufgeklärten Bürger und weiß um das Schicksal der



„ 1968 noch büßte der Friedhof 1700 Quadratmeter für den Straßenbau ein. “

Menschen mit jüdischem Hintergrund, welches ihnen auf diesem Boden widerfahren ist. Die Gesellschaft hat es mich gelehrt, in der Schule war diese finstere Epoche allgegenwärtig. Sie ist es noch heute und immerdar. Sie ist ewiges Sinnbild menschlichen Versagens. Der Mensch kann nicht sein ohne sie. Sie ist in sein Wesen eingätzt und sie zu leugnen ihm unmöglich. Unmittelbar verbindlich ist ihre Forderung, im Kontext ihrer Gegenwart zu denken. Gerade in der heutigen Realität, wo sich zunehmend hysterischer Aktionismus breitmacht und ich Mitmenschen dabei beobachte, wie sie sich einer diffusen Angst überantworten. Wo der Generalverdacht erneut kultiviert und mit Frohsinn an Feindbildern gestrickt wird. Ich empfinde keine Schuld, jedoch eine bedingungslose Verpflichtung. Ich genieße das unbegreifliche Privileg, in materiellem Wohlstand und fernab bewaffneter Konflikte aufgewachsen zu sein, was mich zu einer echten Rarität auf diesem Globus macht. Warum also weiß ich nichts darüber?

Es ist ein kleiner Ort. Seine Gäste können bei klarem Wetter über die Dächer der Stadt blicken. Die Büsche an seiner Peripherie fangen nicht das permanente Rauschen ab, welches vom Verkehrslärm zu seinen Füßen entsteht. Direkt neben dem Ort des Gedenkens verläuft eine betriebssame Bundesstraße sowie die Gleisbetten der Deutschen Bahn. Schon wieder drängt sich eine Erinnerung auf. Eine deutsche Erinnerung. Von nummerierten Viehwagons auf dem Weg nach Osten. Ich kann sie nicht festhalten, denn der Dieselmotor eines Sattelzuges drückt sich durch sie in mein Bewusstsein.

Eigentlich verläuft die Bundesstraße direkt über ihm, denn als ihre Verwirklichung sich 1968 in ihr vergegenständlichte, büßte der Friedhof etwa 1700 Quadratmeter ein. Diese wurden dem Straßenbau geopfert und sind unwiederbringlich verloren. Der aufdringliche Lärmpegel gemahnt daran. Der Friedhof am sogenannten Ostwestfalendamms ist gleichsam Zeuge seines älteren Nachbarn.

Steine, die auf ihm stehen, sind dem ersten „Guten Ort“ Bielefelds entnommen. Eines Nachbarn, dessen steinwurfweit entferntes Klingelschild jedoch vor langer Zeit abmontiert wurde. Über sein Haus schoben Baumaschinen grauen Asphalt und nahmen ihm seine Stimme. Auch hier dachten die Stadtplaner Bielefelds an jeder

Was wir dann erleben durften, war die zuvorkommende Gastfreundschaft der Jüdischen Gemeinde Bielefeld. Weit öffneten sie damals ihre Türen für uns und wir erhielten Einblicke in das Innere einer Gemeinschaft, die sich ihrer Sonderstellung auch dadurch stets zu vergegenwärtigen gezwungen ist, weil regelmäßig Wagen der Strafverfolgungsbehörden vor ihren Versammlungsräumen patrouillieren. Nun mag man sich denken, dass angesichts einer solchen Realität etwas Igelartiges angetroffen werden dürfte. Eine isolierte Kapsel, deren Außenwände hart und schroff die Umgebung abweisen, gespickt mit distanzierter Vorsicht und abwartender Haltung. Tatsächlich jedoch streckten sich uns offene freundliche Hände entgegen, boten uns Raum und präsentierten uns unbekannte Kostbarkeiten.

Sieben Geschichten wurden von der Kamera eingefangen. Darunter sind überregional prominente Biographien wie die von Hugo Juhl oder Siegfried Junkermann, aber auch „kleine“ Geschichten wie die von Wolodymyr Minkovych, der mit mutigem Unternehmergeist als Rentner in der Sowjetunion sein kleines Geschäft in humorvoll-ironischer Weise bewarb. Oder wie es Raissa Bojko vermochte, ihrer Tochter Tatjana Polytsya eine unbändige Freude am Leben zu vermitteln. Trotz vielfach traumatischer Erlebnisse während der Besatzungszeit durch die Deutsche Wehrmacht.

Oft wurden wir eingeladen an Originalschauplätzen zu drehen. So begleiteten die Vorstellung Hugo Juhls durch Dagmar Buchwald Bilder seines Lebenswerkes, der „Vereinigten Wäschefabriken Juhl & Helmke“. Heute ein Museum, ermöglichen die Gebäude eine Zeitreise in die Produktions- und Privaträume des Fabrikanten Hugo Juhl. Siegfried Junkermann, ein Steinzeitsammler, präsentierte über seinen Paten Heinz-Dieter Zutz eine umfangreiche Sammlung steinzeitlicher Artefakte in den Räumen des Naturkundemuseums Bielefeld. Alla und Gregorij Zhivotov luden uns gar zu sich ein und bewirteten uns fürstlich, bevor wir mit den Dreharbeiten begannen.

Und nicht zuletzt war es die Jüdische Kultusgemeinde, die uns stets ermöglichte, in ihren Räumen zu drehen, sei es die Bibliothek des Gemeindehauses, der „Beit Tikwa“, oder auf ihrem Friedhof. Wie die Interviews das Herzstück des Films ausmachen, so waren auch die Begegnungen mit den Paten und ihre detailreiche Vorbereitung auf die Gespräche der Kern, auf den sich die Dramaturgie zuspitzen sollte. Wir hatten kein Skript, nur eine grobe Vorstellung und der rote Faden war nicht straff gespannt. Gerade diese Kurzweil war es, die uns im Verlauf aufzeigen sollte, wie schwer es uns fallen würde, die Interviews auf ein angemessenes zeitliches Niveau zu stützen. Welche Aussage erschien wesentlich? Wo fanden sich harmonische Bildübergänge? Film ist nicht geduldig, wie man es Papier nachsagt oder man es dem besprochenen Stein zuschreiben könnte. Er ist scheinbar anderen Einflüssen ausgesetzt und seine Beachtung unwillkürlich flüchtig. Das Korsett, in dem er sich ungelent durch die Menge schiebt, lässt nur oberflächliche Atmung zu und die Erschöpfung holt ihn rascher ein. Die Bilder sind schon da. Sie müssen nicht entworfen werden. Das erfordert womöglich eine andere Eile. Stunde um Stunde verbrachten wir im Schnittraum und hätte es Michael Link nicht derart virtuos verstanden, das Schnittprogramm zu verwenden, wir säßen wohl heute noch dort.

jüdischen Kultur vorbei und ließen den alten Friedhof 1953 per Beschluss auf.

Eine entlarvende Nachkriegsignoranz, an die nirgends erinnert wird.

Ein leiser Startschuss, ein Dauerlauf

Thomas Henke bietet seit Jahren im Rahmen des Studiums der Sozialen Arbeit beziehungsweise der Pädagogik der Kindheit im Fachbereich Sozialwesen der FH Bielefeld das Seminar „social dogma“ an und begleitet Studenten bei der Verwirklichung medialen Schaffens. Als Dr. Stephan Probst mit ihm über die Idee sprach, einen Film über jenes kleine Stückchen Land zu erstellen, trug Herr Henke diese Idee in das Seminar. Rasch fanden sich vier Interessenten für das Projekt. Es folgte ein Treffen mit Herrn Probst bei dem Vorstellungen und Möglichkeiten beziehungsweise deren Grenzen ausgetauscht wurden. Im Verlauf war die Katze schließlich im Sack und dieser fest verschnürt. Der Film sollte entstehen.

Wir sichteten die Kulisse, umfassendes Material, welches ihren Werdegang beschrieb, wir ent- und verwarfen Ideen bezüglich der Filmgestaltung, wir stellten Kontakte her. Es erschien uns probat, den Friedhof selbst zu Wort kommen zu lassen und wie könnte ein Ort besser in Szene gesetzt werden, als über Schilderungen seiner Bewohner? Das Wesen von Friedhofsbewohnern ist wie vorstellbar sein dürfte, weniger von spritziger Lebendigkeit geprägt, als von friedvollem Schweigen. Daher suchten wir eine Möglichkeit, den Verstorbenen eine Stimme zu verschaffen und wollten sie parlieren lassen, indem Vertraute ihrer Biographien an ihrer statt dem Zuschauer begegnen und entsprechende Lebensstationen schilderten. So könnte der Tod, über das Vermächtnis des Lebens hinaus, Bezug zum Grab und der Verstorbenen herstellen und ihr Leben ganz in der Gegenwart verankern. Der Friedhof würde, so hofften wir, zum Symbol für einen Frieden, den das Leben mit seinem Ende schließen kann und könnte überdies versinnbildlichen, wie jüdisches Leben innerhalb deutscher Staatsgrenzen erneut erblüht.

Eine unglaubliche Geschichte zu Purim

Das Geheimnis des Weintrinkens

Von Rabbiner Elischa Portnoy

Ein gefüllter Tag

Wenn wir an Purim denken, dann stellen wir uns einen fröhlichen sorglosen Tag vor, fast wie ein Karneval, nur dass man sich noch irgendwann betrinken muss. Jedoch – wenn man diesen Feiertag nach allen Vorschriften abhalten möchte – stellt man schnell fest, dass der Purim-Tag ein sehr „gefüllter“ Tag ist. Es gibt an diesem Feiertag gleich mehrere Gebote, die man erfüllen muss: man soll Megillat Esther hören, Essens-Geschenke an die Freunde schicken (Mischloach Manot), Geschenke an die Armen verteilen und eine festliche Mahlzeit (Mische) abhalten.

Aber wann soll man noch die Zeit finden, um sich zu betrinken, wofür der Purim ja eigentlich so bekannt ist? Und was ist der Zweck des Betrinks, wenn es einem auch ohne Alkohol nicht langweilig ist? Kann es wirklich sein, dass die jüdischen Weisen, die auf bedachtes Verhalten so großen Wert legen, das Betrinken verordnet haben? Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir eine außerordentliche Geschichte aus dem Talmud betrachten.

Blutvergießen wegen Trunkenheit?

Im Traktat Megilla (7b) wird die folgende Halacha (Gesetz) zitiert: „Sagte Rava: am Purim ist der Mann verpflichtet so viel (Wein) zu trinken, um den Unterschied zwischen dem ‚verfluchten Haman‘ und dem ‚gesegneten Mordechai‘ nicht mehr erkennen zu können“.

Gleich darunter wird eine spannende Geschichte gebracht: „Rava und Rav Sejra bereiteten am Purim zusammen die festliche Mahlzeit. Als sie sich betranken, stand Rava auf und ermordete Rav Sejra. Am nächsten Tag betete Rava zu G't um Gnade und brachte Rav Sejra wieder zum Leben. Im nächsten Jahr rief Rava zu Rav Sejra „Komm, machen wir die Purim Seuda zusammen!“. Rav Sejra antwortete darauf „(besser nicht) nicht jedes Mal passiert ein Wunder“.

Das kann doch nicht wahr sein!

Viele Kommentatoren des Talmuds versuchten diese unfassbare Geschichte nachzuvollziehen. Viele davon wollten nicht glauben, dass Rava den Rav Sejra tatsächlich umgebracht hat. Ein bekannter Gelehrter Maarscha meinte: „es ist unwahrscheinlich, dass man diese Geschichte wortwörtlich verstehen soll. Man muss es so verstehen, dass Rava nur so getan hat, als ob er Rav Sejra erstochen hat. Rava bestand wohl darauf, dass Rav Sejra viel Wein trank, als Folge dessen wurde dem Rav Sejra sehr schlecht und er begann zu sterben.“

Ähnlich versucht Jabetz diese Geschichte zu erklären: Rava hat Rav Sejra „nicht wirklich“ erstochen, sondern nur damit die ausgeartete Freude bei den Gästen wieder in die Rahmen legt. Alle waren sofort still, Rav Sejra war dadurch erschrocken und fiel in Ohnmacht“.

Es gibt auch Versuche diese Geschichte als metaphorische Beschreibung der spirituellen Materien zu erklären. Jedoch, bemerkt dazu der 7. Ljubawitscher Rebbe Rabbi Menachem Mendel Schneerson, dass dies nicht stimmen kann: diese Geschichte wurde ja gleich nach der Halacha gebracht, deshalb muss sie wohl auch diese Halacha verbildlichen. Deswegen können wir uns sicher sein, dass es schon ziemlich wörtlich gemeint ist.



Du darfst Dich nicht nur zu Purim betrinken, Du sollst es sogar!

Oder vielleicht doch?

Es gibt sogar Kommentatoren, die diese Geschichte wortwörtlich nehmen und daraus ein Verbot, sich am Purim zu betrinken, ableiten. So zum Beispiel meint Rabejnu Efraim, dass wegen dieser Geschichte das übermäßige Trinken am Purim verboten wurde. Er nimmt diese Geschichte also durchaus ernst.

Jedoch blieben Rabejnu Efraim und die Weisen, die seiner Meinung folgten, in der Minderheit. Rabbi Josef Karo folgt in

möglich, dass er ihm und seiner Gesundheit überhaupt irgendwelchen Schaden zugefügt hat. Rava wurde im Traktat Brachot als ein Tzaddik (Gerechter) genannt und ein Tzaddik kann auch unter Alkoholeinfluss nicht einmal einen minimalen Schaden anrichten.

Dann beweist Rebbe, basierend auf mehreren Beispielen, dass Rava, nachdem er viel Wein getrunken hat, dem Rav Sejra solche kabbalistischen Geheimnisse offenbart hat, dass Rav Sejra

Warum nicht noch mal?

Damit können wir jetzt auch den letzten Teil der Geschichte nachvollziehen. Rava hat das Ganze wohl nicht bereut und war bereit auch im nächsten Jahr mit Rav Sejra Purim zu feiern.

Wollte er sich auf das Wunder mit der Wiederbelebung verlassen? Nein! Er dachte, dass Rav Sejra vielleicht nach einem Jahr geistig so „gewachsen“ sei, dass er diesmal seine mystische Offenbarungen doch aushalten könnte und von diesen Geheimnissen enorm bereichert wird.

Jedoch war Rav Sejra dieser Tatsache nicht so sicher und wollte das Schicksal nicht noch einmal herausfordern.

„ Ermordete Rava den Rav Sejra? “

seinem Gesetzbuch „Schulchan Aruch“ der Meinung der Mehrheit von Poskim und beschließt in Hilchot Megilla (Orach Chaim 695:2) genau das, was im Talmud steht: „Am Purim ist der Mann verpflichtet so viel (Wein) zu trinken, um den Unterschied zwischen dem ‚verfluchten Haman‘ und dem ‚gesegneten Mordechai‘ nicht mehr erkennen zu können“.

Ramo (Rav Mosche Iserlis) bemerkt dazu, dass es durchaus andere Meinungen gibt, und man nicht unbedingt so viel trinken muss. Man soll ein wenig mehr als gewöhnlich trinken und danach schlafen gehen, denn im Schlaf unterscheidet man sowieso nichts.

Was ist dort tatsächlich passiert?

Wir sehen also, dass die unglaubliche Geschichte über die gemeinsame Mahlzeit von Rava und Rabbi Sejra, unseren Weisen doch nicht davon abgehalten hat, den übermäßigen Alkoholkonsum am Purim zu erlauben.

Was ist denn nun tatsächlich zwischen Rava und Rav Sejra abgelaufen?

Der Ljubawitscher Rebbe gibt darauf eine faszinierende Erklärung, die auch erkennen lässt, warum unsere Weisen das übermäßige Weintrinken am Purim nicht nur erlaubt haben, sondern sogar angeordnet haben:

Der Rebbe betont zuerst: es ist nicht nur absolut unmöglich, dass Rava Rav Sejra ermordet hat, sondern es ist un-

das nicht aushalten konnte und es zum „Klot haNefesch“ (Herausfliegen der Seele) gekommen ist. Die Seele von Rav Sejra war von diesem besonderen Wissen so „beflügelt“, dass sie zu seinem Schöpfer zurückgekehrt ist. Und erst das Gebet von Rava am nächsten Morgen hat diese Seele in den Körper von Rav Sejra zurück gebracht.

Darauf weisen, wie der Rebbe anmerkt, auch die Namen der Protagonisten hin: Rava bedeutet auf Hebräisch „groß“ und Sejra bedeutet „klein, ein Getreidekern“. Rava war also viel „größer“ in der Kabbala als Rav Sejra, welches das kurzzeitige „Ableben“ von Rav Sejra verursacht hat.

Der Geheimnis des Weins

Rebbe erinnert uns an einen Spruch von unseren Weisen: „nichnas Jain jetze Sod“ – „kommt Wein in den Menschen rein, kommt sein Geheimnis raus“. Dieser Spruch basiert darauf, dass die Gematria (Zahlenwert) des Wortes „Jain“ (Wein) gleich der Gematria des Wortes „Sod“ (Geheimnis) ist (beide 70).

Und das ist exakt, was in der mysteriösen Geschichte passiert ist: nachdem Rava viel Wein eingenommen hat, hat er solche tiefen Kabbala-Geheimnisse offenbart, die er sonst niemals preisgeben würde. Und das war für Rav Sejra schlicht zu viel, seine geistige Kapazität reichte nicht aus, um solches Wissen aufzunehmen.

Die Bedeutung des Weins

Jetzt wird es für uns verständlich, warum unsere Weisen so einen großen Wert auf das Weintrinken am Purim legen. Wie wir gesehen haben, hat der Wein die zauberhafte Fähigkeit, die innere Schönheit des Menschen zu offenbaren. Natürlich wussten unsere Weisen sehr gut, dass der übermäßige Weinkonsum auch negative Folgen haben kann. Dennoch waren die Vorteile des Weintrinkens ihrer Ansicht nach so groß, dass es wert ist, einmal im Jahr starkes Weintrinken zum Gebot zu machen, damit wenigstens einmal im Jahr unsere schöne innere Welt, die sonst verborgen bleibt, zum Vorschein kommt.

Und deshalb ist es wohl empfehlenswert sich am Purim nur mit Wein zu betrinken, und nicht mit Wodka oder Whisky. Denn das Ziel ist nicht, schnellstmöglich unter den Tisch zu fallen, sondern den Mitfeiernden mit etwas Schönerem zu verwundern.

Wenn man aber nicht sicher ist, dass man sein Verhalten im Nachhinein für gut befinden wird, soll man der Meinung von Ramo folgen: ein wenig mehr Wein als sonst trinken und im Anschluss schlafengehen. In diesem Zustand wird nichts offenbart: weder Schlechtes noch Gutes.

Mit diesen Erkenntnissen sollte der kommende Purim für uns noch sinnvoller und fröhlicher werden!

Die universale Bedeutung des Schabbat

Ein freier Tag der Harmonie als Geschenk für die gesamte Menschheit

Von Zwi Braun

Als im Jahre 321 der zum Christentum konvertierte römische Kaiser Konstantin den Sonntag als offiziellen Ruhetag einführte, war in dieser Funktion der Schabbat bereits seit rund 1.500 Jahren für das jüdische Volk in Kraft.

Noch der römische Historiker Tacitus (68-120 n.d.Z.) warf dafür den Juden Faulheit vor, weil sie an einem Tag der Woche keine Arbeit verrichteten. Heute ist in der zivilisierten Gesellschaft mindestens ein arbeitsfreier Tag selbstverständlich. Doch ist im Judentum am Schabbat nicht nur schwere körperliche Anstrengung untersagt, sondern vor allem kreative Tätigkeit.

Dazu schreibt der Psychologe Erich Fromm (1900-1980), der in seiner Jugend in Frankfurt Thora und Talmud studierte, wie folgt:

„Arbeit ist ein, sei es konstruktives, sei es destruktives, Eingreifen des Menschen in die physische Welt. Ruhe ist ein Zustand des Friedens zwischen Mensch und Natur. Der Mensch muss die Natur unberührt lassen, darf sie auf keine Weise stören, indem er etwas aufbaut oder niederreißt. Arbeit ist jegliche Art der Störung des Gleichgewichts zwischen Mensch und Natur. Jede schwere Arbeit, wie Pflügen und Bauen, ist Arbeit in diesem sowie in unserem moder-

nen Sinn. Aber ein Streichholz anzünden (Anmerkung: ein kreativer Prozess, Licht entsteht!) und einen Grashalm auszurufen sind, wenngleich sie keine Anstrengung erfordern, Symbole des menschlichen Eingriffs in den Naturprozess, sind ein Bruch des Friedens zwischen Mensch und Natur. Der Mensch darf nicht in das natürliche Gleichgewicht eingreifen oder es ändern, und er muss sich der Veränderung des sozialen Gleichgewichts enthalten. Das heißt, dass man keine Geschäfte machen darf. Der Schabbat symbolisiert einen Zustand der Einheit zwischen Mensch und Natur und zwischen Mensch und Mensch. Indem der Mensch nicht arbeitet – das heißt, indem er nicht am Naturprozess und sozialen Wandel teilnimmt –, ist er frei von den Ketten der Zeit, wenn auch nur einen Tag lang in der Woche.“ (Erich Fromm. Die Herausforderung Gottes und des Menschen, Diana-Verlag 1970).

täglichen, ermüdenden Routine. Sicher gehören zum Schabbatvergnügen auch die im Familienkreis und mit Gästen eingenommenen Mahlzeiten mit den für einen Schabbat typischen kulinarischen Spezialitäten (jedes koschere Kochbuch gibt darüber erschöpfend Auskunft), doch der Schabbat ist mehr als das. Er ist vor allem ein zeitlicher Freiraum, um die im Alltag verdrängten geistigen Bedürfnisse zu ihrem Recht kommen zu lassen. Dies geschieht beim Gebet in der Synagoge und vor allem beim Studium der Thora und der jüdischen Schriften. Jeder ist zu geistiger Kreativität aufgerufen und zum Schabbat gehört traditionellerweise auch ein vorgetragenes Wort zur wöchentlichen Thoravorlesung. Lassen wir noch einmal Erich Fromm zu Wort kommen:

„Es ist keine Übertreibung zu sagen, dass der geistige und moralische Fortbestand der Juden während zweier Jahrtausende der

dem der Bettler König wurde. Damit man aber nicht glaube, dass diese Feststellung eine grobe Übertreibung ist, muss man die traditionelle Praxis des Schabbat in authentischer Form erlebt haben. Wer immer auch glaubt, er wisse, was der Schabbat sei, weil er die brennenden Kerzenlichter gesehen hat, der hat wenig Ahnung von der Atmosphäre, die der traditionelle Schabbat erzeugt. Der Grund warum der Schabbat eine so zentrale Stellung innerhalb des jüdischen Gesetzes einnimmt, liegt in der Tatsache, dass der Schabbat Ausdruck der zentralen Idee des Judentums ist: der Idee der Freiheit; der Idee der völligen Harmonie zwischen Mensch und Natur, Mensch und Mensch; der Idee der Vorwegnahme der messianischen Zeit und der Überwindung der Zeit, der Trauer und des Todes durch den Menschen.“

Dass ein in diesem Sinne begangener und gefeierter Schabbat eine Wohltat ist, haben bereits die Weisen im Talmud festgehalten: „Gott sprach zu Mosche: in meiner Schatzkammer habe ich ein wertvolles Geschenk, welches Schabbat heißt, und ich möchte es den Söhnen Israels geben. Geh und tue dies ihnen kund (Schabbat 10b)“. Die Idee des Schabbat, ein Geschenk nicht nur für das jüdische Volk, sondern letztendlich für die gesamte Menschheit!

Zuerst erschienen auf audiatur-online.ch

„Der Römer Tacitus warf den Juden Faulheit wegen des arbeitsfreien Schabbat vor.“

Für viele Menschen stellt sich am arbeitsfreien Tag die Frage: Was tun mit dieser gewonnenen Zeit? Aus jüdischer Sicht dient der Schabbat nicht nur der körperlichen Ruhe und Erholung, dem Unterbruch der

Verfolgung und Demütigung kaum ohne den einen Tag in der Woche möglich gewesen wäre, an dem selbst der armseligste und elendste Jude in einen Menschen voller Würde und Stolz verwandelt wurde, an

WERBUNG

Taglit - die Entdeckungsreise quer durch Israel

„Es war die bewegendste Reise, die ich je gemacht habe. So viele Eindrücke in so kurzer Zeit! Auch nach der Reise war ich noch in Israel, hatte aber nie mehr die Möglichkeit gehabt, soviel auf einmal zu sehen und zu erleben! Man wird mit einem professionellen Reiseführer durch das ganze Land gefahren, der zu jedem Ort etwas zu erzählen weiß“, erzählt Lena (22).

Besonders in Erinnerung geblieben ist mir die Nacht in der Wüste bei den Beduinen. Abends saßen wir alle gemeinsam am Lagerfeuer, jemand hat Gitarre gespielt – wunderschön! Auch das gemeinsame Ausgehen in Tel Aviv ist mir stark in Erinnerung geblieben, oder unsere Tage im Hotel in Jerusalem, wo wir auf drei andere Taglit-Gruppen aus unterschiedlichen Ländern getroffen sind und den Abend zusammen verbracht haben. Am Ende flogen die ganzen bunten Bilder und Eindrücke an einem vorbei wie ein Feuerwerk. Außerdem fand ich auch unsere Gruppe einfach besonders toll. Zu vielen meiner Taglit-Bekannteten habe ich heute noch Kontakt und inzwischen habe ich in ihnen viele Freunde gefunden, die in verschiedenen Städten Deutschlands leben. Davor hatte ich keinen wirklichen Bezug zu meinem „jüdischen Ich“, aber nach der Reise habe ich meine Verbindung zu diesem Land und dieser Gruppe neu entdeckt. Auch das Engagement meiner Freunde von Taglit, z.B. in der jüdischen Jugendarbeit, hat mich sehr begeistert. Jetzt bin ich auch selber viel aktiver geworden: Ich bin Madricha im Jugendzentrum und werde bald auch das erste Mal selbst als Madricha auf Taglit fahren, um dieses tolle Erlebnis an andere weitergeben zu können“, fügt Lena voller Enthusiasmus hinzu.

Realität oder doch nur ein schöner Traum? Die israelische gemeinnützige Organisation „Taglit-Birthright-Israel“ mit Sitz in Jerusalem macht diese einzigartige Reise möglich. „Taglit“ ist hebräisch und bedeutet „Entdeckung“ – die Entdeckung Israels und seiner Kultur. Die Vision von Birthright-Israel ist es, jedem



jugenden Erwachsene jüdischer Herkunft im Alter von 18 bis 26 Jahren mindestens einmal in seinem Leben die Möglichkeit zu geben, frei von finanziellen Sorgen seine historische Heimat zu erleben und zu erkunden. In zehn unvergesslichen Tagen zusammen mit einer Gruppe junger, dynamischer Leute desselben Alters, einzigartige Momente erleben und unvergessliche Erinnerungen sammeln – und das alles als Geschenk!

Möglich gemacht wird dieses einzigartige Geschenk durch die Zusammenarbeit der Regierung Israels, privater Spender und jüdischer Gemeinden auf der ganzen Welt, die das Projekt großzügig finanziell unterstützen. So konnten in den letzten 16 Jahren bereits 500.000 Jugendliche aus 60 Ländern dieses einzigartige Erlebnis miteinander teilen. Aktiv koordiniert und finanziell unterstützt werden deutsche Taglit-Reisen auch von der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) sowie dem Zentralrat.

Die Reise hat keine religiösen oder politischen Hintergründe, sondern ermöglicht leidlich ein ganz persönliches Israel-Erlebnis, das den Jugendlichen ermöglicht ihre jüdische Identität für sich zu entdecken.

Das Programm schließt alle wichtigen kulturellen Stätten und Sehenswürdigkeiten des Landes ein – aber auch Höhe-

punkte und Glanzlichter aus Politik, Religion und Wirtschaft wie beispielsweise die Tel Aviver Startup- und Innovations-Szene.

Natürlich dürfen auch Partyleben und Freizeitaktivitäten nicht fehlen. Die Teilnehmer erwartet eine Achterbahn der Emotionen in der berausenden israelischen Großstadt-Atmosphäre! Daneben profitieren sie von einem Netzwerk über die Grenzen der Reise hinaus, denn Freunde, die man auf Taglit gewinnt, sind meistens Freunde fürs ganze Leben!

Um die Organisation der Reise braucht man sich keine Gedanken zu machen – die jungen Teilnehmer können sich fallenlassen und ihre Reise ganz unbeschwert genießen. Für Flug, Reisetour, Unterbringung, sowie Verpflegung sorgt „Israel Outdoors“ – ein großer und beliebter Reiseveranstalter von Taglit-Birthright-Reisen mit zehntausenden Alumni aus aller Welt. Neben Europa gehören unter anderem die USA, Kanada, Südamerika und Russland zu den wichtigsten Heimatorten der Taglit-Teilnehmer von „Israel Outdoors“. Der Erfolg des Reiseveranstalters beruht auf über 35 Jahren Erfahrung in der Reisebranche, sowie erstklassigen Reiseleitern, Madrichim und Referenten. Auf seinen Reisen verbindet „Israel Outdoors“ die

Kultur und Gesellschaft Israels mit Spaß, Erlebnissen und einem interessanten Outdoor-Programm auf einzigartige Art und Weise. Der Organisator ist sehr offen, flexibel und anpassungsfähig und die Zufriedenheit und Wünsche der Teilnehmer stehen neben der Sicherheit während der Reise an erster Stelle. Des Weiteren kooperiert „Israel Outdoors“ mit vielen jüdischen Gemeinden Deutschlands wie z.B. der Gemeinde der Bergjuden in Deutschland (GBJD) und Organisationen wie dem Ernst Ludwig Ehrlich-Studienwerk (ELES), deren Ideen in das Programm integriert werden.

Auf Nachfrage und nach Auswertung von Alumni-Feedback-Bögen werden Anregungen und Verbesserungsvorschläge zügig umgesetzt. Durch das Operations-Team vor Ort wird eine reibungslose Organisation, sowie Kommunikation und Betreuung vor, während und nach der Reise ermöglicht. So wird eine einwandfreie Sicherheit garantiert und mögliche Änderungen und Umgestaltungen des Programms möglich gemacht.

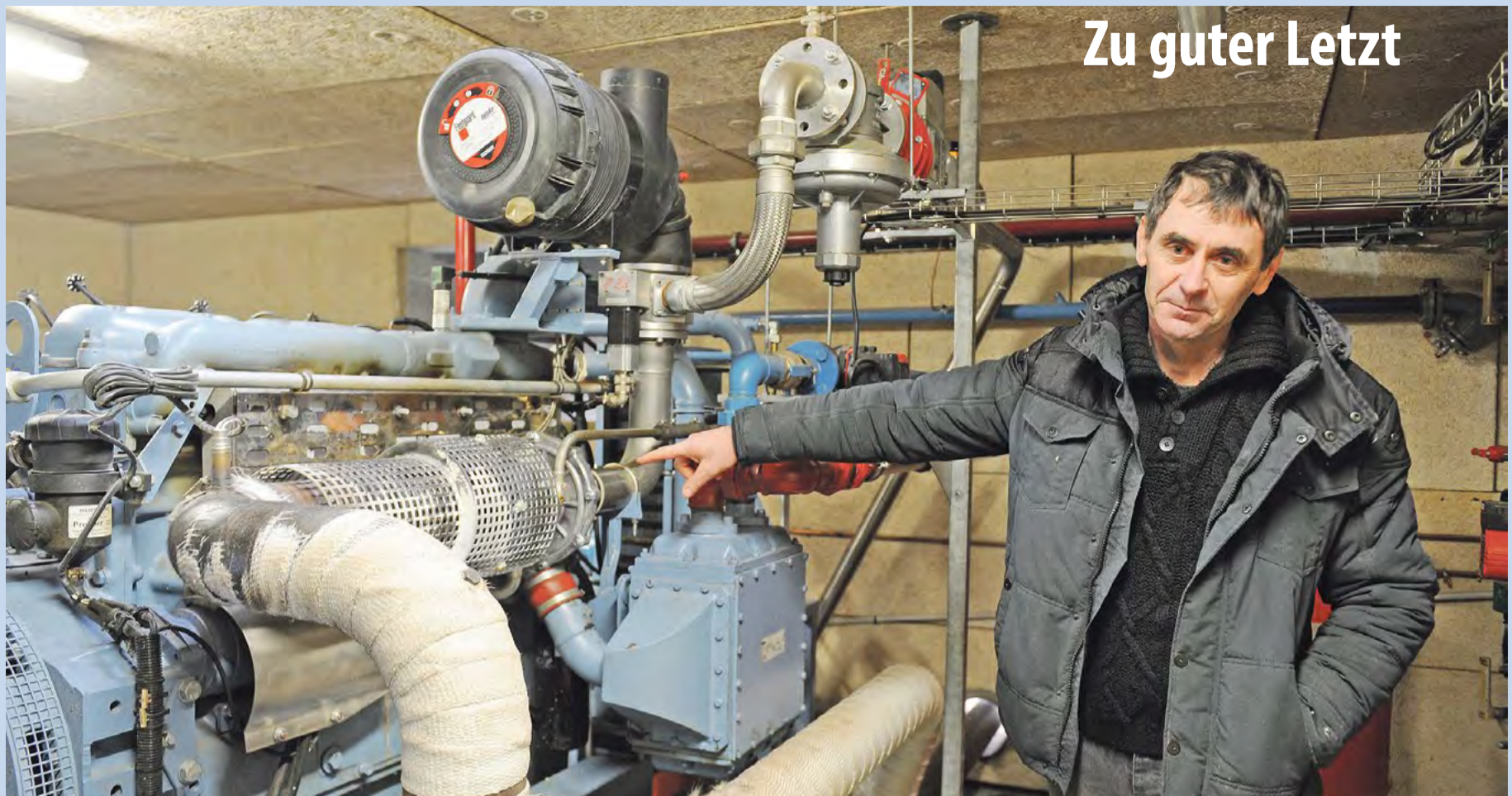
Auch nach der Reise bleibt „Israel Outdoors“ mit den Teilnehmern über mehrere soziale Netzwerke in Kontakt und verfügt inzwischen über einen großen Pool von Teilnehmern, die untereinander Erfahrungen austauschen, miteinander im Kontakt stehen und Freundschaften schließen!

Die kommenden Sommersaison-Reisen im August (01.–10.08.) und (18.–28.08.), sowie weitere Reisen werden momentan geplant. Interessierte Jugendliche können sich jetzt anmelden und Teil dieses unvergesslichen Erlebnisses werden!

Der folgende Link führt direkt zur unverbindlichen Registrierung: <http://bit.ly/16lHZnl>

Weitere Informationen erwünscht?

Kontakt:
Daniela: danielak@authenticisrael.com,
069 1200 60979
Katya: katharinad@israeloutdoors.de,
0176 21717423



Zu guter Letzt

Dank israelischem Erfindergeist brauchen Sie in Zukunft nicht mehr so ein großes Gerät zum Erzeugen von Biogas wie dieser französische Bauer.

Biogas für jedermann

Sie sammeln Kompost in der Ecke ihres Gartens, um gute Pflanzenerde zu gewinnen?

Vielleicht steckt ja noch viel mehr in diesem Haufen als Sie denken!

Wir in den reichen westlichen Ländern „ent-sorgen“ unseren Abfall, d.h. wir müssen uns nicht um den Müll kümmern. Wenn wir kochen wollen, drehen wir einfach das Gas am Herd auf, ohne uns lange Gedanken über die Herkunft der blauen Flamme zu machen. Jederzeit, wann wir wollen, ist es zu unserer Verfügung.

Doch oft vergessen wir, dass wir damit einigen Milliarden Menschen, die weniger komfortabel leben, etwas voraus haben – nämlich ständigen Zugang zu sauberer Energie und eine funktionierende Abfallwirtschaft.

Aber nicht nur für die Menschen in der Dritten Welt ist die folgende Innovation, bei der der israelische Erfindergeist wieder zugeschlagen hat, von größtem Nutzen. Was

bisher nur in großen Biogas-Anlagen gemacht wird, können Sie nun bald auch in der heimischen Küche machen: Nämlich aus z.B. Küchenabfällen eigenes Gas herstellen und somit so umweltfreundlich kochen wie noch nie.

Die Tüftler vom israelischen Startup „Home Biogas“ haben kürzlich ein Biogas-System entwickelt, das aus biologischen Abfällen und tierischen Exkrementen sauberes Bio-Gas produziert. Die Neuerung daran ist, dass Sie das kleine Gerät einfach bei sich zuhause aufstellen und verwenden können. Füllt man das Gerät jeden Tag neu mit Abfall auf, so reicht das Gas für das Kochen der täglichen drei Mahlzeiten. Als positiver Nebeneffekt gewinnen Sie 10 Liter natürlichen Dünger, der wiederum für den Gemüseanbau im Garten benutzt werden kann. Ein toller ökologischer Kreislauf!

Die Geräte von „Home Biogas“ sind sowohl für ganz normale Stadtwohnungen als auch für strukturschwache Regionen von Entwicklungsländern angelegt. Die

Biogas-Anlage kann man sogar draußen benutzen.

Hier, in den westlichen Staaten, kann das System zum Senken der Gaskosten benutzt werden und den Ausstoß von Treibhausgasen reduzieren. In sehr armen Ländern hingegen, wo immer wieder Menschen durch Rauchvergiftung durch Kochen auf offenem Feuer in geschlossenen Räumen sterben, ist das Gerät die erste Möglichkeit überhaupt einmal Gas zum Kochen zu nutzen.

Das Kochen und Heizen mit den Mini-Biogas-Anlagen, die in Zukunft für etwa 1.420 Euro erhältlich sein sollen, ist für viele Menschen also ganz nebenbei auch noch eine Wohltat für die eigene Gesundheit.

In den Entwicklungsländern, in denen es auch oft an Toiletten mangelt, gibt es nun eine nutzbringende Möglichkeit menschliche Abfälle loszuwerden, und eine Sache, an die man hierzulande ebenfalls kaum denken wird: Die Menschen brauchen nicht mehr stundenlang mühsam Feuerholz suchen!

Unsere Kontaktadressen



J. B. O., Postfach 12 08 41,
10598 Berlin



(030) 54 71 02 51
(Mo.-Mi. von 10.00 bis 16.00)



redaktion@juedische-rundschau.de



(030) 23 32 88 60 (auch Anrufbeantworter)



www.juedische-rundschau.de



www.facebook.com/jrundschau



@jrundschau

COUPON ABO- BESTELLUNG

Hiermit bestelle ich zum nächstmöglichen Termin die Monatszeitung «Jüdische Rundschau» im Abonnement zum Preis (in Deutschland) von

- 39 € für ein Jahr (Preis gilt für Deutschland, in anderen EU-Ländern und Schweiz - 58 €, in Israel zum Preis von 82 €)
- 49 € für ein Jahr in einem Umschlag (Preis gilt für Deutschland)
- 73 € für zwei Jahre (Preis gilt für Deutschland)
- 32 € für ein Jahr als Student (nur in Deutschland, mit Nachweis).

Name, Vorname _____

Strasse, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Geburtsdatum _____ Telefon: _____ E-Mail: _____

Ich bin damit einverstanden, dass mein Abonnement sich um ein weiteres Jahr verlängert, wenn ich es nicht spätestens sechs Wochen vor dem Ende schriftlich kündige. Mir ist bekannt, dass ich innerhalb von 14 Tagen meine Bestellung widerrufen kann.

Datum _____

Unterschrift  _____

Ich zahle gegen Rechnung:

Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

Jeder neuer Abonnent der Zeitung «Jüdische Rundschau» erhält einen Gutschein vom TuS-Reisebüro im Wert von 50 Euro, die bei Buchung einer Reise nach Israel verrechnet werden.

Füllen Sie bitte den Abo-Coupon aus, schneiden Sie ihn aus und schicken ihn uns per Post (J. B. O., Postfach 120841, 10598 Berlin), per Fax (030/23328860) oder als Scan per E-Mail an: redaktion@juedische-rundschau.de. Sie können die Zeitung auch auf unserer Website www.juedische-rundschau.de abonnieren.